Kanada.

Reisebeschreibung

und

Bericht über die dortigen land- und volkswirthschaftlichen Verhältnisse

von

Dr. phil. Eduard Wiedersheim,

Landwirth,

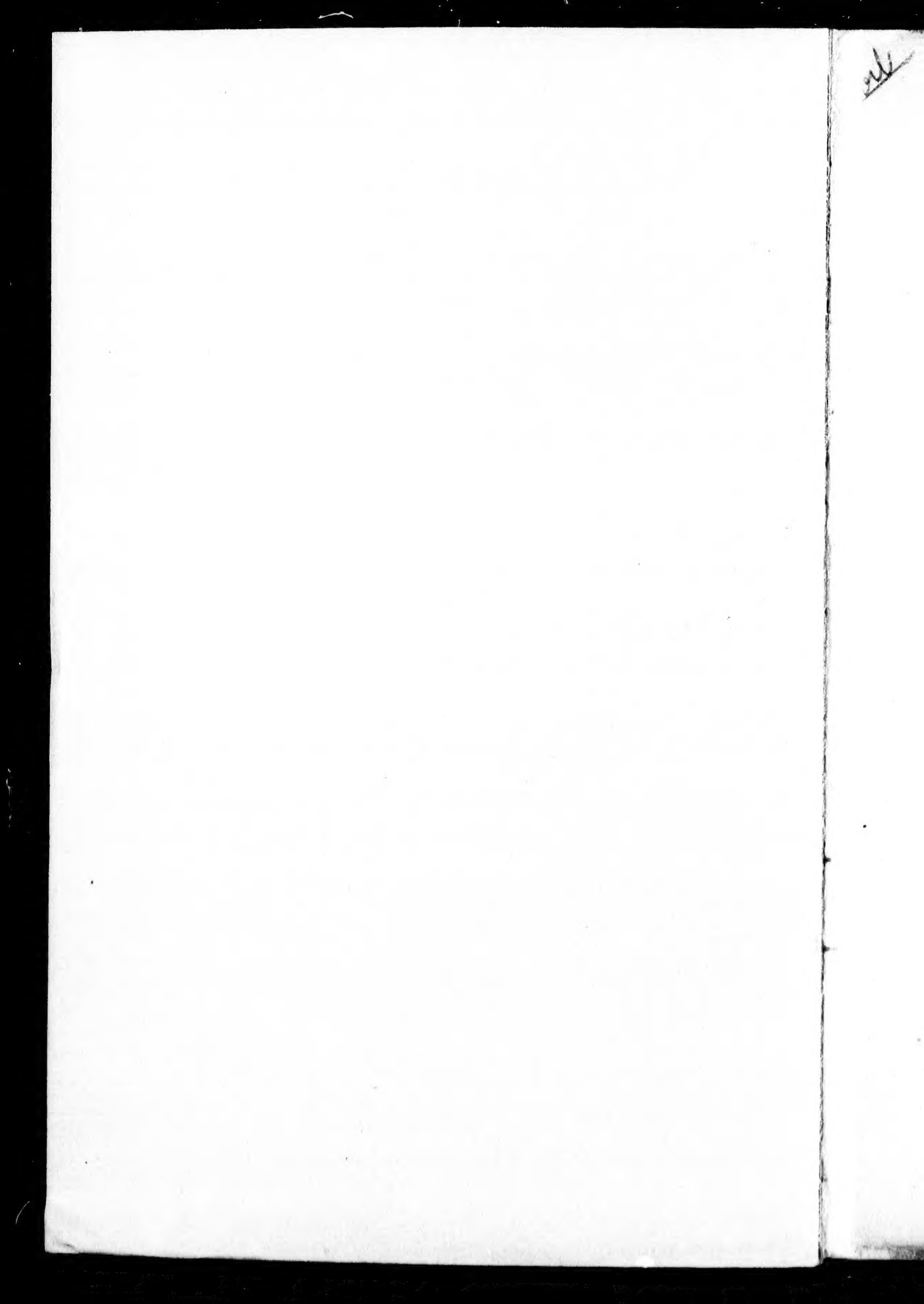
früher Repetent an der landw. Akademie in Hohenheim.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1882.



Kanada.

Bericht i

Kanada.

Reisebeschreibung

und

Bericht über die dortigen land- und volkswirthschaftlichen Verhältnisse

von

Dr. phil. Eduard Wiedersheim

Landwirth,

früher Repetent an der landw. Akademie in Hohenheim.

Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1882.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorrede.

Das vorliegende Werkchen über Kanada besteht aus zwei Theilen: einer Reisebeschreibung und einem Bericht über die dortigen land- und volkswirthschaftlichen Verhältnisse. Es soll damit dem Publikum nicht nur eine Unterhaltungslektüre geboten, sondern in erster Linie denjenigen, welche sich für Nordamerika, bezw. Kanada des Näheren interessiren, oder selbst Auswanderungsgedanken dorthin haben, Gelegenheit zur Belehrung über dieses Land gegeben werden.

Zu dem Ende ist eine sachgemäße Schilderung und objektive Beurtheilung, soweit möglich, im Auge behalten und die Besprechung von Verhältnissen als nöthig erachtet worden, welche, außerhalb der bisherigen Sphäre des Verfassers gelegen, vielleicht nicht immer vollständig richtig und ausführlich genug behandelt sind, wofür die gütige Nachsicht der Leser in Anspruch genommen wird. Ebenso möge entschuldigt werden, daß der Reisebericht und hauptsächlich auch die im Anhang enthaltenen Notizen durch die nur siebenwöchige Reise und in Folge von Unkenntniß der englischen Sprache theilweise etwas kurz und mager ausgefallen sind.

Vielfach ist bei Besprechung allgemeiner nordamerikanischer Verhältnisse, Sitten und Gebräuche Kanada mit Nordamerika indentificirt worden. Deßgleichen wurden mit Rücksicht auf die Bestimmung des Schriftchens für den Auswanderer an manchen Stellen die in Kanada üblichen Maße und Gewichte ohne Umsetzung in unsere einheimischen beibehalten und nur das Verhältniß von beiden angegeben. —

Möge die Absicht, den Lesern einige angenehme, interessante Stunden und dem deutschen Auswanderer nach Kanada einen brauchbaren Rathgeber zu bieten, glücklich erreicht werden!

Schloßgut **Aschhausen** bei Schönthal,
im Mai 1882.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

un
w
zu
ha
D
un
bi
eig
gü
Ra
sel
tr
di
He
O
mi
ab
Al
die
vo

Anfangs August des Jahres 1881 war eine Aufforderung der kanadischen Regierung an mich gelangt, in Gemeinschaft von drei anderen Deutschen und einem Schweizer eine Reise nach Kanada, beziehungsweise in die nordwestliche Provinz dieses Landes, Manitoba, zu machen, um ein Gutachten über die dortigen Verhältnisse, hauptsächlich in landwirthschaftlicher Hinsicht, abzugeben. Da die zweimonatlichen Herbstferien vor der Thüre standen und eine solche Gelegenheit, die neue Welt — das Traumbild so vieler tausend Europäer von Jugend an — mit eigenen Augen betrachten zu können, wahrlich mehr als günstig zu nennen war, so stand mein Entschluß bald fest. Rasch wurden, da die Zeit bis zur Abfahrt von Liverpool sehr kurz war, die nöthigen Vorbereitungen zur Reise getroffen. Es war für die Equipirung Sorge zu tragen und die laufenden Arbeiten, sowie anderweitige Geschäfte zu Haus, bei Verwandten und Bekannten mußten so weit in Ordnung gebracht werden, daß man für alle Eventualitäten möglichst gesorgt hatte, d. h. daß man mit ruhigem Gewissen abfahren konnte, indem das Haus bestellt war. An was Alles hiebei das zaghafte Herz der armen Landratte, welche diesmal nicht bloß von Friedrichshafen nach Lindau oder von Kopenhagen nach Rostock sich dem unsicheren Element

des Wassers anvertrauen sollte, dachte, brauche ich nicht näher auszuführen. Gut war es in dieser Hinsicht, daß zwischen Entschluß und Ausführung nur wenige Tage lagen, und von diesen nur wenige Stunden übrig blieben zum Nachdenken über die Gefährlichkeit einer zehntägigen Seefahrt und einer Reise auf dem unbekannten Boden der neuen Welt.

Der Tag der Abreise, der 15. August, kam heran und führte drei von uns in Stuttgart zusammen, von wo wir über Köln nach London abfahren wollten. Durch ein unvorhergesehenes Ereigniß wurde dies vereitelt, indem ich genöthigt war, mit einem späteren Zuge den Anderen nachzufahren. In Köln hoffte ich zu ihnen zu stoßen. Zu meinem großen Bedauern war dies nicht der Fall, sondern ich mußte allein weiter reisen und mir trotz der Unkenntniß der englischen Sprache bis nach Liverpool durchhelfen, wobei ich in London mit einem Cab — einem zweiräderigen Einspänner mit dem Kutschersitz hinten über dem Verdeck — von einer Station zur anderen fuhr. Am zweiten Tage Abends traf ich im Alexandra-Hotel von Eberle in Liverpool ein.

Die Fahrt durch Belgien und England bot manches landwirthschaftlich Interessante, wie die schmalen, gewölbten Beete in dem belgischen Flachlande, das geschnittene Getreide überall in Puppen aufgestellt, Stroh und Heu in äußerst pünktlich und sorgfältig ausgeführte Feimen gesetzt, hübsche Wiesenbewässerungsanlagen u. s. w. In England waren es die schönen Schafe und Rinder, theilweise auch Pferde, welche auf den saftigen Weiden in Koppeln längs der Bahnlinie allenthalben zu erblicken waren. Daneben regte die geringe Zahl der niederen, aber niedlichen Gebäude auf den einzelnen Farmen zum Nachdenken an.

Boten als scharfer Gegensatz hiezu schon in Belgien einzelne bedeutende Fabrikstädte wie Lüttich, Vervier mit ihrer Unzahl von rauchenden Schornsteinen für mich einen ungewohnten, staunenswerthen Anblick, so war dies noch mehr der Fall in England, wo über London, Liverpool und anderen Fabrikstädten eine dicke Rauchwolke lag. —

In Liverpool traf ich meine Reisegefährten ebenfalls nicht an, so daß eine gewisse Rathlosigkeit sich meiner bemächtigte.

Was blieb jedoch übrig, als geduldig zuzuwarten, da bis zum Abgang des Schiffes entweder sie selbst oder wenigstens eine Nachricht von ihnen an den Generalagenten für Kanada in Liverpool, Namens Dyck, eintreffen mußte! Letzterer war doppelt beunruhigt, als er mich allein im Hotel antraf, da er mit dieser Delegationsangelegenheit hauptsächlich beauftragt war. Die Sache lag für Mr. Dyk um so kritischer, als Tags zuvor der Schweizer Delegirte, welcher schon zugesagt hatte, abtelegraphirte.

Mr. Dyk benützte die Zeit des Wartens, um mir die Sehenswürdigkeiten Liverpools zu zeigen. Wer, wie ich, noch nie an einem der ersten Welthandelsplätze gewesen, der macht sich keine Vorstellung von dem riesigen Treiben, welches daselbst herrscht. Alles rennt und jagt auf den Trottoirs einher, als handle es sich darum, im Wettlauf dem Glück die Geldsäcke abzujagen, und die Sitte des männlichen Geschlechtes, sich gegenseitig nur durch Zuruf oder Handbewegung zu begrüßen, ist begreiflich. Dem Geschäftsmann fehlt zum Hutabnehmen die Zeit. Zum Mindesten ist es ihm unbequem. Wie ungeduldig sieht er, an einer Querstraße angekommen, auf die Menge von Fuhrwerken aller Art, welche sein Weiterkommen hindern, bis

es der Hünengestalt des an dem Kreuzungspunkte stationirten Polizisten mit Zuwinken und ruhigem Zurufen gelungen ist, die Passage für einen Augenblick den Fußgängern offen zu halten! Denn in der Straße selbst spielt sich, wie auf den Trottoirs mit den Fußgängern, ein ähnliches Bild mit den Fuhrwerken ab, welche in solcher Masse über das starke, asphaltirte Pflaster dahinrollen, daß der Kopf des Fremdlings leicht zu einem sogenannten „Brummschädel" gebracht werden kann und er mit Freuden in eine Restauration sich zurückzieht. Aber nicht einmal hier überläßt sich der Geist des Geschäftsmannes der Ruhe!

Um kleine Tischchen herum sitzen die Bekannten, welche sich zur Besprechung irgend eines geschäftlichen Punktes hier zusammenbestellt haben, da sie in den übrigen Stunden des Tages keine Zeit zur Zusammenkunft finden können, und entfernen sich, nachdem das Geschäft abgewickelt und der letzte Bissen verschluckt ist, ebenso rasch als sie gekommen. Dadurch findet ein stetiges Ab- und Zugehen statt und der Erfahrene wählt sich deßhalb in irgend einer Ecke sein Plätzchen aus — will er in Ruhe seine Mahlzeit einnehmen.

Besonders hervorheben möchte ich die kolossalen Lastpferde, welche in Liverpool zur Verwendung kommen; es sind Prachtgestalten, welche ganz immense Lasten fortzubewegen vermögen und vielfach der Clydesdaler- und Suffolk-Rasse angehören. Oft zu vier bis fünf vor einander gespannt, ziehen sie eine Reihe von Wagen auf Schienen daher in der Nähe der achtundvierzig Docks, so daß daselbst Eisenbahn, Pferdebahn und Lastwagen von allen möglichen Gattungen sich durch einander bewegen. Eine ganz eigenartige Konstruktion haben die Transportwagen für Holz-

stämme; sie bestehen aus einem Vordertheil mit kleinen Rädern und einem Hintertheil mit Rädern von 3 m im Durchmesser; zwischen beiden hängt der Holzstamm.

Auch diese Docks müssen wir als etwas Riesenhaftes bezeichnen, da sie sich über vier Stunden lang an dem Ufer hinziehen und eine Thätigkeit der Menschen aufweisen, wie sie am ehesten derjenigen der Ameisen gleichkommt. Die Schiffe von aller Herren Länder laufen hier ein und geben ihre Ladung ab, um alsbald wieder eine an Bord zu nehmen. So lange am hinteren Theil noch ausgeladen wird, werden an dem geleerten Vordertheil schon wieder neue Waarenmassen in den tiefen Rumpf versenkt. Man denke nur, daß manchmal zur selben Zeit über tausend Schiffe daselbst vor Anker liegen und ihre Ladung: Holz oder Eisen, Leder, Kohlen, Weizen, Mehl, Butter, Käse, Oel, Baumwolle u. s. w. abgeben oder aufnehmen. Halle reiht sich an Halle; so weit das Auge sieht: überall Lagerräume.

Die Arbeiter auf diesen Docks sind meistens Irländer mit etwas unheimlichem Gesichtsausdruck; so lange sie ohne Arbeit sind, liegen und lungern sie vor den Docks in den Branntweinschenken umher und sind nicht selten betrunken. Das gerade Gegentheil hiezu bilden die Polizisten, welche vielfach auch aus Irland rekrutirt werden. Nicht selten eines Hauptes länger denn anderes Volk, schreiten sie, nur mit einem Holzknüppel versehen, einher wie Herkulese, und schon ihr Erscheinen mag jener anderen Sorte von Irländern, welche geradezu als gefährlich bezeichnet wird, den nöthigen Respekt einflößen. Mein Führer zeigte mir auch die Stelle des Stadthauses, welche vor einiger Zeit durch die Fenier gesprengt wurde, und erwähnte dabei, daß nicht wenige von jenen Arbeitern hieher zu zählen seien.

Das Stadthaus, in der Nähe die Post und die Börse, sind stattliche Gebäude, wie es deren eine Menge in Liverpool gibt. Die meisten dieser Steinkolosse enthalten nur Officen und Geschäftslokale, indem die Familien nicht in Liverpool selbst, sondern Gesundheitshalber in dessen Umgebung wohnen.

Als wir von unserem Rundgang ins Hotel zurückgekehrt waren, fanden wir zu unserer großen Freude die drei anderen Deutschen daselbst vor, welche, ohne mein Telegramm zu erhalten, vorausgefahren waren und Aufenthalt in London gemacht hatten. Nun war Alles gut! Es wurde das Geschäftliche besprochen und abgemacht und am Donnerstag den 18. August, Abends 4 Uhr, begaben wir uns an Bord des Circassian, eines der besten Schiffe der Allan Line, unter dem Befehle des Kapitän Smith. Wir wurden auf einem kleinen Dampfer, Tender, von dem Landungsplatze (Landing Stage) dorthin gebracht, nachdem am Morgen schon mehrere Hundert Auswanderer eingeschifft worden waren. Der Dampfer war stark besetzt, da neben den vielen Auswanderern eine solche Zahl von Passagieren erster Klasse an Bord war, daß die Offizierskabinen an Deck denselben eingeräumt und wir zu Vieren in einer Kabine untergebracht worden waren — entschieden zu viel für einen gesunden Schlaf bei Nacht, wie er auf dem Schiff doppelt von Werthe ist! Nun wir befanden uns einmal in dem Kasten und mußten gute Miene zum bösen Spiele machen, schachtelten unser Gepäck zusammen so gut als möglich und giengen wieder zurück an Deck, wo nun die verschiedensten Abschiedsscenen sich abspielten, da der kleine Dampfer wieder ans Land fuhr und wir hierauf uns rasch bei dem herrlichsten Wetter unter Führung eines Lootsen von Liverpool entfernten. Unterdessen war die Zeit zum Diner herangekommen und die unbekannten

Freuden und Genüsse der englischen Schiffsküche nahmen uns lange in Anspruch, ebenso nachher der prachtvolle Abend; beinahe vergaßen wir, daß nun die gefürchtete Seereise begonnen hatte. Der Gang des Schiffes war ein ebenso rascher als angenehmer, so daß wir gut schlafen konnten und freudigen Sinnes am anderen Morgen uns erhoben, was freilich nur in einer gewissen Reihenfolge geschehen konnte, da schon zwei vor gegenseitigem Puffen, Stoßen oder Treten sich in Acht zu nehmen hatten. Auf Deck angelangt, erblickte man Land in der Nähe: es war die Küste von Irland, wo Morgens 8 Uhr an der Stadt Moville in der Bucht von Londonderry nochmals für etwa zehn Stunden Halt gemacht wurde, um die Post und einige Passagiere an Bord zu nehmen. Trotzdem, daß nur einer von uns Vieren sich etwas englisch zu verständigen vermochte, begegneten uns doch der Kapitän, sowie die anderen Offiziere und Passagiere mit großer Freundlichkeit, was uns sehr angenehm berührte. Wir erfuhren, daß, wer Lust habe, ans Land gehen könne, und ließen uns dies nicht zweimal sagen, da wir gerne am Meeresufer Muscheln und Pflanzen sammeln wollten. Auch benützten wir diese letzte Gelegenheit, um nochmals einen Gruß an die Heimat abgehen zu lassen, und suchten zu diesem Zwecke das Postamt auf. Hiebei hatten wir Gelegenheit, die Bevölkerung etwas kennen zu lernen. Der Eindruck war ein äußerst trauriger, sowohl durch ihr ärmliches Aussehen als ihr bettelndes Benehmen. Wir waren froh, als wir die Bettelsäcke vom Halse hatten und mit Muse am Meeresufer hinschlendern konnten. Ein Schuß vom Schiff mahnte uns nach einigen Stunden an die Rückkehr, wobei wir mit einer kleinen Ausbeute an Muscheln, andere mit einer solchen an Pflanzen (z. B.

wildwachsenden Fuchsien) an Bord zurückkamen. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. Die Maschine setzte sich wieder in Bewegung und wir verließen nun den europäischen Kontinent, um erst nach 8—9 Wochen dahin zurückzukehren.

Tags darauf machte sich die hohe See sehr bemerkbar. Es hatte sich, wie die Mannschaft sagte, über Nacht eine frische Brise erhoben, welche uns jedoch als ein starker Wind vorkam; das Schiff machte Bewegungen, welche für die nächsten zwei Tage das Allgemeinbefinden an Bord ziemlich störte. Das Spazierengehen auf Deck in raschem Tempo wurde verdoppelt und selbst wir, nachdem uns das Rennen der englisch-amerikanischen Herren und Damen etwas lächerlich erschienen war, verstanden uns freiwillig dazu, da möglichst viel Bewegung nur günstigen Einfluß auf die Gesundheit haben konnte. Der Appetit war sehr heruntergestimmt, und man konnte bald an sich und anderen die Ueberzeugung gewinnen, daß das gefürchtete Uebel der Seekrankheit in verschiedenem Grade sich des Einzelnen bemächtigt hatte. Am zweiten Tage trat wiederum Besserung ein.

Das Wetter war herrlich, da vom vierten Tage an der Wind etwas nachgelassen hatte, die Sonne freundlich lächelnd auf das Meer herabsah und uns manch wundervollen Abend bereitete, so daß wir nach echt deutscher Sitte Volkslieder anstimmten zum sichtlichen Wohlgefallen von manchem englischen Ohr, auf welches diese einfachen Melodien trotz der rauhen ungehobelten Bierbässe einen eigenthümlich anziehenden Reiz ausübten.

Manches Wunderbare bot sich dem Auge nach Sonnenuntergang dar. In erster Linie war es das Meerleuchten, welches unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. Sowohl an den Seiten des Schiffes als hauptsächlich hinten an

der Schraube sah man in kleinerem oder größerem Umfange hell leuchtende Punkte mit bläulichem Lichte, welche durch ihr Auftauchen und Verschwinden einen zauberhaften Reigen um das Schiff herum aufzuführen schienen. Eine vollständig genügende wissenschaftliche Erklärung ist bekanntlich für diese Naturerscheinung noch nicht gegeben. Während sie früher als die Wirkung eines durch den raschen Gang des Schiffes im Wasser erzeugten elektrischen Stromes bezeichnet wurde, geht die Ansicht nunmehr dahin, daß es thierische Gebilde sind, welchen das Vermögen des Phosphorescirens innewohnt. Es sind Polypen, Quallen und Mollusken, deren sog. Leuchtorgane mit Fett angefüllt sind und durch mechanische Einwirkung zum Leuchten veranlaßt werden sollen — vielleicht ein Oxydationsprozeß, wie er bei faulendem Holz sich findet.

Eine andere Lichterscheinung veranlaßte uns den Blick gen Himmel zu wenden, wo an mehreren Abenden prachtvolle Nordlichter sich zeigten. Im Halbkreis, beziehungsweise einer Ellipse, bildete sich ein heller Streifen am nördlichen Horizonte aus, welcher an Stärke zunehmend stets deutlicher das Hervorbrechen und Aufschießen von Lichtstrahlen gegen den Zenith hin erkennen ließ.

Durch deren Verschiedenheit sowohl an Intensität als an Breite und Länge, ferner durch fortwährende Veränderung der scharfen unteren Coronenlinie gegen den Horizont und Zenith zu, war eine reiche Abwechslung von Bildern gegeben; mehrmals schien es, als wolle eine zweite Linie unter der ersten sich bilden oder als wolle der Halbkreis durch Umbiegen der Enden gegen einander sich schließen.

Auch den vor unserer Abreise von Amerika aus in Europa angemeldeten Kometen entdeckten wir nach einigen Tagen und beobachteten eifrig seinen Lauf gegen Osten zu.

Durch all Dieses war Gelegenheit genug gegeben, um sich die Abende zu verkürzen.

Der Tag bot ebenfalls viel Abwechslung für den Neuling. Einmal waren es Dampf- oder Segelschiffe, welchen wir auf verschiedene Entfernung begegneten, dann waren es die Seemöven, welche als ständige Begleiter hinter unserem Schiff herzogen und gierig über die ins Meer geworfenen Küchenabfälle herfielen; ebenso fesselte unsere Aufmerksamkeit das Treiben der Schiffsmannschaft, wenn unter den schrillen Tönen der Bootsmannspfeife und den beinahe unartikulirt klingenden, halb gesprochenen, halb gesungenen Worten der Matrosen Segel aufgezogen oder abgelassen, und wenn Geschwindigkeitsmessungen vorgenommen wurden, welche zwischen 11 und 14 Knoten in der Stunde und einen Weg von 270 bis 336 englischen Meilen im Tag ergaben.

Am Sonntag wohnten wir dem Vormittagsgottesdienste bei, welchen der Kapitän für die erste und zweite Kajüte im Speisesaal abhielt, wobei wir uns jedoch mehr nur über das Rituelle Gedanken machen konnten; Nachmittags traten noch zwei Prediger auf dem Deck auf; im Uebrigen war es durch die bekannte englisch-amerikanische Sonntagsheiligung an diesem Tag sehr eintönig.

Ein um so fröhlicheres Leben war an den Wochentagen zu bemerken. Man beschäftigte sich mit Lektüre, Spielmachen, Tanzen und Musiziren. Namentlich bereitete das Seilhopfen eines Tages manchen Spaß und setzte die Lachmuskeln in Bewegung, indem selbst Tauende dazu verwendet wurden und Groß wie Klein, Damen wie Herren in dieser Kunst sich versuchten und als Opfer ihrer Verwegenheit mit dem Boden nähere Bekanntschaft machten. Da derselbe

durch das tägliche Waschen des Decks am Morgen ziemlich reinlich war, so schadete dies der Garderobe nicht viel, ja mancher streckte sich mit einem Buche oder zum Schlafe ohne Teppich auf dem Verdecke hin, — wenn er nur nachher gewaschen, gekämmt und mit reinlichem Weißzeug versehen bei Tisch erschien, dann war Alles recht.

Täglich mußte die Taschenuhr um etwa 1/2 Stunde zurückgestellt werden, wobei wir über diese relative Verjüngung, unseren Angehörigen zu Hause gegenüber, allerdings uns vergeblich freuten, da ja dieser zeitliche Vortheil in unserem Leben durch die Rückreise wieder verloren gieng. Jedenfalls veranlaßte uns dies zu öfterem Gange nach dem Steuerhause, wo eine Uhr aufgehängt und sonst noch manches nautische Instrument zu beobachten war. Kapitän Smith war so freundlich, uns über deren Gebrauch zu belehren, da ein Verkehr mit der übrigen Schiffsmannschaft nicht gerne gesehen wird, und führte uns auch durch das ganze etwas über 100 m lange Schiff, zeigte uns die Maschinen, die Einrichtungen im Zwischendeck, den besonderen Raum für Weiber und ebenso für Männer, die Speiseeinrichtungen, Küche, Bäckerei und Vorrathskammern. Von der hinlänglichen Ventilation während dieser schönen Tage, wo die Lucken geöffnet werden konnten, sowie von der guten Qualität des Brodes und der Speisen konnten wir uns hiebei hinlänglich überzeugen; ebenso von der anständigen Behandlung und dem angenehmen Loose, welche den Auswanderern auf diesen englischen Schiffen zu Theil wird. Der Kapitän hatte für Jedermann ein freundliches Wort, zumal für die Mütter mit ihren Kleinen, nach deren Befinden er sich erkundigte, so daß wir von diesem Gang durch das Schiff sehr befriedigt zurückkehrten. Persönliche Besprechungen mit den wenigen

deutschen Zwischendeckspassagieren an Bord bestätigten unsere Wahrnehmungen, und war der eine oder der andere nicht so sehr erbaut von diesem oder jenem, nun, so mußte man denken, daß, wenn der Mensch es gut hat, er es stets noch besser haben möchte.

Besonders im Gedächtniß ist mir der 25. August geblieben. Abgesehen davon, daß ich an diesem Tage mein Wiegenfest unter so absonderlichen Verhältnissen, aber nach guter deutscher Sitte im Verein mit meinen drei deutschen Reisegefährten hinter einer Flasche Rheinwein feierte, fand damals das Begräbniß eines an der Schwindsucht gestorbenen Passagiers erster Kajüte statt, welcher mit Tüchern bedeckt und auf ein Brett gebunden nach einem Gebete des Geistlichen über Bord geworfen wurde und in den Wellen des Meeres sein nasses Grab fand. Dadurch hatte sich Jedermann für einige Zeit ein etwas beengendes Gefühl bemächtigt und es lag ein gewisser Druck auf den Gemüthern. Allmählich gewann jedoch die alte fröhliche Stimmung wieder die Oberhand, so daß nach Verlauf von einigen Stunden getanzt wurde und nachher eine komische, nichtssagende Aufführung von Zwischendeckspassagieren stattfand, was zu unserem Erstaunen sehr zu amüsiren schien, selbst die Damen, welche sich herandrängten und den ohrenzerreißenden Gesängen der Aufführenden lauschten. Den Schluß des Tages bildete ein vom Kapitän arrangirtes Konzert, wobei durch die Schlechtigkeit des Pianinos, die mäßige Kunstfertigkeit der Spieler und Sänger musikalisch nicht viel, um so mehr dagegen in den eingelegten und angehängten Reden an Lobeserhebungen auf England und Kanada geboten wurde. Bandwurmartig entwickelten sich die Reden der Sprecher und fanden vielen Beifall, welcher überhaupt in reichem Maße

jedem Auftretenden durch Händeklatschen gezollt wurde. Gegen das Ende des Konzertes ertönte plötzlich der dumpfe Ton des Nebelhornes. Der Kapitän hatte schon vorher den Saal verlassen; es war ein starker Nebel heraufgezogen, wie solche in der Bucht des Lorenzo, wo wir uns befanden, sehr häufig sind. Die ganze Nacht ließ der Dampfer von Zeit zu Zeit seine heulenden Töne erschallen, was nicht gerade zur Verstärkung des Schlafes beitrug.

In jenen Tagen entdeckten gute Augen den Wasserstrahl speiender Wale in der Ferne; ein junger hatte sogar die Freundlichkeit, ganz in der Nähe des Schiffes sich sehen zu lassen; ebenso gewährten schwimmende Eisberge im Glanze des Sonnenlichtes einen interessanten Anblick.

Die Temperatur, welche vom dritten Tag der Reise an ziemlich sank, indem wir in kalte Strömungen hineingekommen waren, stieg in der Nähe des Festlandes wieder und wurde ganz angenehm, als wir am 26. August auf der linken Seite dem Lande uns näherten. Auf dem spiegelglatten Lorenzo kam eine Anzahl kleiner und großer Fahrzeuge herunter und wurde mit Jubel begrüßt. Das Ufer selbst zeigte große Verschiedenheiten in den Konturen; in hübschem Wechsel präsentirten sich Wald, Felsen, Feld und Wohnungen: Das Ganze war ein prächtiges Panorama.

Der Gang des Schiffes war während des Nebels am Abend und in der Nacht bedeutend langsamer als vorher; es wurden vielfache Tiefenmessungen vorgenommen und zu öfteren Malen lagen wir für einige Zeit ganz stille. Dadurch bekamen wir Verspätung und trafen in Rimouski, der Haltestelle vor Quebec, erst am 27. Morgens ein, wo einige Passagiere das Schiff verließen, die Post ausgegeben und eingenommen wurde und ein Lootse an Bord kam.

Begierig fiel man nach so langer Entbehrung über die Zeitungen her und mit Spannung wurde der Abend erwartet, welcher den Anblick Quebecs bringen sollte. Das Bündel wurde geschnürt, die Koffer gepackt und erwartungsvoll stand man auf dem Deck und betrachtete die große Zahl der niedlichen, romantischen Inseln, bis es Zeit zum Abendessen war, von welchem wir schon gehofft hatten, es am Lande einnehmen zu können. Jedoch mußte die Ungeduld noch gezügelt, der Hunger nochmals an Bord gestillt und sogar ebendort noch eine Nacht zugebracht werden, da das Aufsuchen eines Hotels in der späten Abendstunde jedenfalls verschiedene Schwierigkeiten geboten hätte. Dies war verdrießlich, da wir in erster Linie Sehnsucht nach einem guten Bette auf festem Grund und Boden verspürten.

Es war 8 Uhr, als wir die Lichter von Quebec erblickten und einige Raketen sowie Böllerschüsse den Einwohnern unsere Ankunft verkündigten. Wir hatten nunmehr glücklich in 9 Tagen und 4 Stunden diese Reise von 2640 englischen Meilen zurückgelegt, wovon noch der zehnstündige Aufenthalt an der irländischen Küste abzurechnen wäre.

Nachdem das Schiff an die Landungsstelle hinbugsirt war, wurden von Ankommenden und Erwartenden freudige Begrüßungen ausgewechselt und fröhlich strömten die einen aufs Land, die anderen aufs Schiff, als die Landungsbrücke herabgelassen war, um die Angehörigen mit Freudenthränen in den Augen zu umarmen. Wir wurden von dem Regierungsbeamten des Emigrantenbureaus, Mr. Stafford, wie es ausgemacht war, an Bord begrüßt unter Begleitung eines deutschsprechenden Gehilfen. Wir beschlossen, am anderen Tage das Weitere zu besprechen, und giengen noch für eine Stunde ans Land, dem Treiben in dem Custom

house (Zollhaus) und dem Bahnhof zuzuschauen. Von Schlafen war nachher lange Zeit keine Rede, da im nahen Zwischendeck ein Leben war, als wären die Geister der Hölle losgelassen: Jodeln, Schreien, Pfeifen, Singen und Harmonikaspielen gaben beredtes Zeugniß von der Freude der Leute über die glückliche Ankunft.

Am folgenden Morgen besuchten wir die Stadt Quebec. Wir waren auf der rechten Seite des Lorenzo, in Point Levis, gelandet, so daß wir mit der Fähre übersetzen mußten. Von diesem Ausflug zurückgekehrt, wurden wir durch die Emigrantenhäuser geführt, wo für Wasch-, Warte- und Speiselokale in gleich guter Weise Vorsorge getroffen ist. Die Auswanderer erhalten hier umsonst oder für billiges Geld Verköstigung, und ebenso wird ihnen das Fahrbillet für weiterhin unentgeldlich eingehändigt. Sind die Vorbereitungen soweit getroffen, so wird der fahrplanmäßige oder bei genügender Personenanzahl ein Extra-Emigrantenzug abgelassen, und der Auswanderer oder nunmehr Einwanderer nach seinem neuen Heim befördert. Es muß rühmend hervorgehoben werden, in welch umsichtiger und entgegenkommender Weise für den Einwanderer, auch den deutschen, gesorgt wird. Denn jetzt, da nur englische oder französische Laute sein Ohr berühren und Alles so ganz anders aussieht und zugeht, als in der lieben Heimat, muß ihm von neuem das Herz schwer werden, umsomehr, wenn er Weib und Kind mitgebracht hat.

Mittags 12 Uhr verließen wir mit einem Führer auf der Grand Trunk Bahn Point Levis, um an demselben Tage noch Montreal zu erreichen. Schon auf dieser Strecke war des Interessanten genug. Der Weg gieng zunächst längere Zeit mitten durch Wald, welcher zeitweise von Nieder-

lassungen mehr oder minder primitiver Natur unterbrochen war. Vielfach waren noch die Stumpfen der abgehauenen Bäume im Boden und dazwischen Früchte angebaut; ebenso lagen häufig Steine in großer Anzahl im Felde umher oder sie waren auf Haufen in der Mitte, beziehungsweise an den Seiten des Feldes zusammengelesen. Sowohl dieses, als auch die angebauten Früchte: Hafer, Buchweizen, Kartoffeln ließen auf keine besonders hohe Ertragsfähigkeit dieser Gegend schließen. Im Walde selbst waren größere Streifen rechts und links an der Bahnstrecke halb abgebrannt, wenn nicht im Brand begriffen — ein trauriges Bild für ein deutsches Auge! Der Grund hiefür ist in den Funken der Lokomotive zu suchen, oder in der Absicht des Ansiedlers, ein Stück Urwald zu „klären", d. h. von Holz zu befreien und für den Feldbau brauchbar zu machen.

Weiteres hievon später!

Gegen Richmond zu, etwa in der Mitte zwischen Quebec und Montreal, änderte sich die Physiognomie der Landschaft. Die Gegend wurde flacher, der Wald trat mehr zurück; ausgedehnte Ländereien ohne Baumstumpfen und Steinhaufen waren in den Dienst der Landwirthschaft hereingezogen und zeigten durch guten Anbau der Felder, große Auswahl an Gewächsen, hübsche Weideplätze mit schönen Pferden und Rindern, einen weit höheren Kulturzustand: jene Art Waldfeldwirthschaft war verschwunden und hatte geordnetem Ackerbau das Feld geräumt! Noch mehr bekundete dies die Umgegend von Montreal. Der Abend war hereingebrochen und uns dadurch die Aussicht auf diese größte Stadt Kanadas versagt. Die Bahn überschreitet hier den Lorenzo auf einer der größten Eisenbahnbrücken des amerikanischen Kontinents. In sechs Minuten

befanden wir uns bei nur geringer Reduktion der Fahrgeschwindigkeit auf dem anderen Ende der Monumental-Brücke und gelangten um ½10 Uhr an der Station an. Man hätte glauben können, an dem unbedeutendsten Orte Kanadas angekommen zu sein, so still war es hier. Natürlich — es war Sonntag. Mit Mühe requirirte unser Führer eine Droschke, welche uns in das berühmte Windsor-Hotel bringen sollte. Aber o weh! Dort angelangt, fanden wir es so überfüllt, daß uns keine andere Wahl blieb, als umzukehren und Unterkunft in Lawrence Hall zu suchen. Dies glückte uns, wenn auch nur mit Mühe und im obersten Stock. Andern Tages, am 30. August, machten wir einen Gang durch die Stadt. Während man Quebec als französische Stadt zu bezeichnen hat, ist Montreal englisch. Es zählt mit Umgebung über 160 000 Einwohner und — man höre und staune! — auf diese Seelenzahl über 300 Kirchen und Bethäuser. Die vielen Kirchthürme, die stattlichen Häuser, der Lorenzo im Hintergrund mit der kolossalen Eisenbahnbrücke, am Horizont ein kleiner Gebirgszug gewährten einen sehr hübschen Anblick von dem hinter der Stadt gelegenen Berge, wohin wir unter der freundlichen Begleitung von Mr. Daley, dem Chef des Einwanderungsbureaus, eine Spazierfahrt unternahmen. Von dort zurückgekehrt, begaben wir uns in das Hotel für Einwanderer, wie sie an allen größeren Punkten Kanadas von der Regierung angelegt sind, und nahmen auch von hier den Eindruck mit, daß für das Wohl derselben in bestmöglicher Weise Sorge getragen wird.

In Montreal machten wir mit dem amerikanischen Zeitungswesen zum erstenmal Bekanntschaft, was sich dann in jeder nur einigermaßen bedeutenderen Stadt wiederholte. Unser Kommen war, wie wir später erfuhren, in den

Zeitungen von England aus annoncirt worden. Am Tage nach unserer Ankunft in Montreal fanden wir an der Office des Hotels einen deutsch geschriebenen Brief vor, worin uns für 3 Uhr Nachmittags der Besuch einer Fr. v. K. in Begleitung eines Zeitungsreporters in Aussicht gestellt wurde. Jene Dame hatte durch den Montreal Herald von unserer Ankunft schon am frühen Morgen Kunde erhalten. Die Besprechung fand statt und wir lernten in Fr. v. K. eine liebenswürdige Dame kennen, welche schon früher sich mit Einwanderungsangelegenheiten viel beschäftigt und hauptsächlich die weibliche Einwanderung aus Deutschland sich zum Ziele ihrer Thätigkeit gesetzt hatte. Sie betonte im Laufe der Unterhaltung mit Recht das große Uebergewicht des weiblichen Geschlechtes über das männliche in Deutschland und das umgekehrte Verhältniß in Kanada, und wir erklärten uns mit Vergnügen bereit, nach unserer Rückkehr diesen Punkt, so weit möglich, in Berücksichtigung zu ziehen und hervorzuheben.

Späterhin hatten wir noch manchen Ueberfall der Zeitungsreporter auszustehen, welche uns in den Hotels leicht als Deutsche erkannten und uns an den verschiedensten Orten, manchmal noch unmittelbar vor unserer Abreise auf dem Bahnhof, aufzuspüren verstanden. Wir bekamen dies allmälig satt und giengen ihnen, wenn es sich mit Anstand ausführen ließ, vorsichtig aus dem Wege. Die Berichte selbst erregten häufig unsere größte Heiterkeit; die Beschreibung des Zusammentreffens mit uns, unserer Persönlichkeiten, unserer Ansichten und Erfahrungen füllte mehrere Spalten aus und trug häufig hinsichtlich der letzten Punkte ein ganz anderes Gepräge, als es in unserer Absicht lag. War uns dies für den Anfang auffallend, so fanden wir

doch bald die Erklärung hiefür in der politischen Färbung der betreffenden Zeitungen. Ich komme hierauf später zurück. Echt amerikanisch war es, wenn wir in den Zeitungen über unser ferneres Vorhaben zu lesen bekamen, bevor wir einen diesbezüglichen Entschluß gefaßt hatten. Eine komische Bevormundung! Für die Zeitungen war jedoch sichtlich nur das Eine maßgebend, sich den Schein des Allwissenden, Allweisen beizulegen und mit jedwelcher Nahrung den unersättlichen Neuigkeitenhunger der Abonnenten zu befriedigen.

Da wir leider den deutschen Konsul in Montreal, Herrn Munderloh, an welchen wir besonders empfohlen waren, und welcher uns mit guten Rathschlägen vom größten Nutzen hätte sein können, nicht antrafen und sein Zurückkommen nicht abwarten konnten, so war ein längerer Aufenthalt für jetzt nicht räthlich, und wir bestiegen am 31. August Abends wiederum den Zug und fuhren die Nacht hindurch über Prescott nach Ottawa, der Hauptstadt des Landes und dem Sitz der Regierung. Wir verließen damit die Provinz Quebec und gelangten in die Provinz Ontario. Am andern Morgen stellte sich uns in geläufigem Deutsch ein Herr im Eisenbahnwagen als denjenigen vor, welcher von der Regierung uns zur Führung nach Manitoba bestimmt war. Es war Herr Oelschläger aus Berlin in Ontario, ein geborener Deutscher und seit 30 Jahren schon in Kanada ansäßig. Dieses zufällige Zusammentreffen war uns ganz angenehm, indem wir dadurch Gelegenheit hatten, wichtige Punkte miteinander zu besprechen und zu berathen, bevor wir vor den Minister traten.

In Ottawa Morgens 9 Uhr angelangt, begaben wir uns zunächst in das Hotel Union, um uns von den Folgen

der nächtlichen Fahrt innerlich und äußerlich etwas zu restauriren. Dann wurden wir auf das Ministerium geführt, wo uns Mr. Lowe, der Chef der Einwanderungskanzlei, aufs Freundlichste empfieng und zu dem Minister für Ackerbau, Mr. Pope, geleitete. Wir traten einer hohen, schlanken Gestalt gegenüber mit grauem Haupt- und Barthaar, mit scharf markirten Gesichtszügen und klugem, durchdringendem Blick des Auges. Wir verhandelten zunächst über den Weitergang unserer Reise. Hierauf wurde von beiden Regierungsmännern betont, daß die Regierung beschlossen habe, die Einwanderung nach Manitoba, wo weit über 100 Millionen Acres Prärieland der Ansiedlung harren, mit allen Mitteln in Scene zu setzen und zu heben, zu welchem Zwecke sie die jetzt stark in Fluß gerathene Auswanderung aus Deutschland benützen wolle, zumal da die deutschen Kolonisten den anderen Nationalitäten gegenüber sich durch Eifer, Fleiß und entsprechend günstige Erfolge überall hervorgethan haben.

Im Gedanken, daß Angesichts der notorisch starken Auswanderung aus den deutschen Gauen — man durfte nur einen Blick in die Zeitungen werfen — es gewiß für jedermann von Werth sein müsse, zuverlässigen mündlichen und schriftlichen Bericht über das seit einiger Zeit so sehr in Vordergrund geschobene Manitoba zu erhalten, um an der Hand desselben sich ein Urtheil darüber bilden und eventuell zum Dableiben oder zum Auswandern entschließen zu können, — in diesem Gedanken freute ich mich, den Auftrag angenommen zu haben, da ein agitatorisches Vorgehen zu Hause nicht verlangt wurde, und die Nützlichkeit und Berechtigung desselben Sache späterer Erwägung sein konnte.

Mit den nöthigen Instruktionen versehen und einer

Einladung zum Abendessen entließ uns Mr. Pope. Wir besuchten in den oberen Räumen des imposanten Regierungsgebäudes das Patent Modell Room, wo manches Sehenswerthe von Modellen patentirter Gegenstände, von Mineralien und Sonstigem zu treffen ist. Ebenso wurden wir in das herrliche Parlamentsgebäude geführt, wo uns die Bibliothek, der Sitzungssaal des kanadischen Parlaments und derartiges mehr gezeigt wurde. Schließlich fand noch ein kurzer Ausflug an den Ottawafluß statt, welcher dort in der Nähe hübsche Wasserfälle bildet und Sägemühlen von großer Ausdehnung treibt. Unmittelbar an der Brücke steht eine der größten mit 250 Sägen, welche in zehn Arbeitsstunden 200 000 englische Fuß zu machen vermögen. Diese Etablissements und die riesigen Holzmengen, welche man am Ufer des Flusses entlang aufgespeichert sah, gaben einen deutlichen Beweis von dem großen Holzreichthum dieser Gegenden.

Nach dem Abendessen bei Mr. Pope, wobei die Unterhaltung wegen unserer geringen englischen Sprachkenntnisse manches zu wünschen übrig ließ, fuhren wir Nachts 10 Uhr mit der Grand Trunk Bahn weiter in südwestlicher Richtung nach Toronto, um über Sarnia nach Chicago zu gelangen. Wir hatten uns in Ottawa die Erlaubniß ausgewirkt, die Schlafwagen (auf englisch: Sleeping Car oder nach dem Erfinder: Pullmann Car genannt) benützen zu dürfen — ein unerläßliches Bedürfniß zum raschen Weiterkommen —, und brachten dies in dieser Nacht sogleich in Anwendung. Die Einrichtung dieser Waggons ist geradezu bewunderungswürdig und allen Anforderungen entsprechend. Es war jedoch zu dämpfig, und der Schlaf das erstemal so, daß man füglich die zwei Dollars Schlafgeld hätte in der Tasche behalten können. Morgens 8 Uhr fand ein

merkwürdiges Wandern der Passagiere aus unserem und durch unseren Wagen nach hinten statt, was wir zuerst nicht begriffen. Der Zustand des Magens verhalf uns jedoch bald zur richtigen Einsicht und mit dem jedem hungernden Wesen innewohnenden Instinkt fanden wir uns leicht zu unserer Nahrung im Frühstückswagen, welcher hinten am Zug angehängt war. Die Küche war gut aber theuer, denn das Frühstück kostete 75 Cts. (beinahe 3 Mark). Gegen Mittag fuhren wir durch eine Gegend, wo zu unserem freudigen Erstaunen auf den Stationsgebäuden überall bekannte Namen zu lesen waren: wie Berlin, Breslau, Potsdam u. s. w. Es führt diese Gegend den Namen „Jung-Deutschland," indem hier die größte Menge der 160 000 deutschen Einwohner der Provinz Ontario sich zusammengefunden hat. Die Ländereien und Städte machten einen sehr guten Eindruck und längeres Verweilen hiebei wäre wohl gerechtfertigt. Jedoch dies erst bei der Rückreise! Gegen Abend bot sich eine merkwürdige Erscheinung dar. Wir kamen in den dichten Nebel und Rauch eines Waldbrandes hinein, welcher von den durchfallenden Strahlen der untergehenden Sonne tief gelb erleuchtet war. Plötzlich fuhren Blitze durch die Luft und ein starkes Gewitter brach los, welches das Feuer in dem Wald und Grasland rechts und links von der Bahnlinie einigermaßen dämpfte. Wir fuhren mitten durch den Brand hindurch, welcher Umzäunungen, Telegraphenstangen, im Bereich befindliche Stroh- und Heuhaufen und verlassene, alte Blockhütten ergriffen hatte. Die Luft war kaum zum Athmen und sorgsam wurden Fenster und Thüren geschlossen, während sie sonst in den heißen Tagen weit geöffnet wurden. Herrlich war in solcher Zeit die Trinkvorrichtung in jedem einzelnen Waggon mit Eiswasser;

ebenso wurde stets zur richtigen Zeit und am richtigen Ort zum Einnehmen der drei gewohnten Mahlzeiten: Morgens 8 Uhr, Mittags 1 und Abends 6 Uhr, wenn es überhaupt möglich war, Aufenthalt gemacht.

Die Eisenbahnen selbst sind meist in schnurgerader Richtung mitten durch Urwald, Prärie und Bauland angelegt und ohne große Sorgfalt ausgeführt, jedenfalls schlecht unterhalten. Sie erlauben ein rasches Vorwärtskommen der Züge, zumal bei den großen Entfernungen der Stationen, aber ohne daß hiebei die Fahrgeschwindigkeit der deutschen Eisenbahnzüge übertroffen würde. Ungleichheiten in der Lage der Schienen vor und neben einander versetzen die Waggons manchmal in verdächtige Bewegung und etwas schiefe Stellung. Bahnwärter unterwegs sucht man vergebens und der Bahnkörper ist von beiden Seiten her bis an's Geleise mit Gras und Gesträuch bewachsen. Nicht selten sind auch Unglücksfälle die Folge dieser Zustände, wozu das Fehlen eines zweiten Geleises noch beiträgt.

Auf der Fahrt nach Chicago stiegen wir in den Schlafwagen, legten uns nieder und wunderten uns nicht wenig am anderen Morgen beim Erwachen, noch an demselben Punkte uns zu befinden. Auf Befragen wurde uns erklärt, daß die Bahnlinie durch einen entgleisten Güterzug und einen, in Folge einer Gasexplosion theilweise verbrannten Personenzug gesperrt war. Als wir endlich abgefahren, bemerkten wir bei einem Bahnübergang mehrere heruntergestürzte Wagen, und bald nachher lagen auf der anderen Seite der Bahnlinie wiederum zwei verunglückte Wagen; den Tag darauf trafen wir auf einer Station zwei Wagen ganz ineinandersteckend, — wahrlich, das Sicherheitsgefühl auf diesen Bahnen schwand bald bei solchem Anblick!

Mehrmals wurden mitten im Urwald von der Lokomotive Nothsignale gegeben. Als wir erschrocken nach der Ursache uns umsahen, kam ein anderer Zug von der entgegengesetzten Seite heran oder hielt schon in kurzer Entfernung von uns, und der eine von beiden war nun genöthigt, bis zu einer Ausweichstelle zurückzufahren, um den andern an sich vorbei zu lassen. Gewöhnlich wurden hiebei die Befehle dem Maschinisten nicht, wie bei uns, durch lautes Zurufen, sondern durch Armbewegungen ertheilt. Ein andermal fuhr die Maschine allein ohne den Zug davon, ein drittesmal stand eine Rinderheerde auf dem Damm und galoppirte fröhlich vor dem pfeifenden Zuge einher. In dieser und anderer Weise gab es bei unseren langen Fahrten mehr oder weniger amüsante und kritische Zwischenfälle genug.

Uebrigens stehen diesen Schattenseiten mancherlei Lichtseiten gegenüber. Die Einrichtung der Waggons ist sehr bequem. Der Einzelne kann sich in und zwischen denselben bewegen, wie es ihm gerade zusagt. Die durchgehenden Züge führen stets Schlafwagen mit sich; während der Fahrt werden Lektüre, Zeitungen, Obst, Tabak zum Kaufe angeboten.

Der Grundsatz: „Helf Dir selbst," und analog diesem: „Sorge für Dich selbst," gestattet das Ein- und Aussteigen auf den Stationen, während der Zug im Gange ist, ohne weiteres; niemand hindert den Passagier, sich vor dem Wagen auf dem Tritte aufzustellen oder niederzusetzen, wenn er zum Zwecke des Rauchens den Wagen erster Klasse verlassen muß und in dem Rauchwagen sich nicht aufhalten will. Von dieser Freiheit machten wir häufig Gebrauch, da wir hiedurch gute Gelegenheit zum Beschauen der Ge-

genden uns verschaffen konnten. Wie gemüthlich gieng es ferner zu, wenn ein guter Bekannter des Kondukteurs an irgend einem Punkte den Zug besteigen oder verlassen wollte! Durch entsprechend langsames Fahren wurde ihm dies ermöglicht. —

Abends 9 Uhr kamen wir am 1. September, an welchem Tag wir oben stehen geblieben sind, in Sarnia an; der ganze Zug wurde in drei Abtheilungen auf ein Trajektschiff hereingefahren und über den vom Huron zum Eriesee führenden St. Clare-Fluß auf das Gebiet der Vereinigten Staaten nach Detroit übergesetzt, um durch den Süden von Ost-Michigan, später durch den Norden von Indiana und Illinois Chicago zu erreichen. Am anderen Morgen befanden wir uns in einer flachen Gegend, sichtlich Schwemmland, von den Seen in früheren Zeiten gebildet; bald hierauf trat wieder hügeliges Terrain hervor, eine Abwechslung, wie sie in den letzten Tagen bei der Fahrt an den Seen entlang stets zu beobachten und auch für die landwirthschaftlichen Zustände maßgebend war. Abends 5 Uhr erreichten wir Chicago und ließen uns mit dem Omnibus zu dem Palmer House, einem der größten Hotels der Stadt, bringen. Mehrere elektrische Flammen vor demselben gestatteten schon zum Voraus einen Schluß auf seine Großartigkeit. Das Vestibule, die Lese- und Schreibzimmer, der Speisesaal im ersten Stock mit seinem Heer von diensteifrigen schwarzen Kellnern, die komfortable Einrichtung und Ausdehnung der Zimmer (wir hatten z. B. Zimmernummer 546 und 630) entsprachen diesen Voraussetzungen.

Bei einem Gang durch die Stadt fielen uns die Unmasse von Tingel-Tangels auf, welche in einem Theil Chicagos — man möchte sagen, beinahe in jedem dritten

Haus — zu finden sind. In der Bauart der Häuser trat ein großer Kontrast hervor zwischen wahren Palästen und elenden Baracken, wie sie aus den Zeiten vor jenem furchtbaren Brand im Jahre 1871 sich erhalten haben. Die Straßen waren, wie in den meisten neuen Städten des amerikanischen Kontinentes, schlecht; deßgleichen ließen die hölzernen Trottoirs vieles zu wünschen übrig; Pflasterung, und zwar mit Holzpflöcken, fand sich nur an den Pferdeeisenbahnlinien; die Wölbung der Straßen war sehr stark, so daß die Trottoirs mehrere Fuß über denselben sich befanden und man von den Fuhrwerken aus einen sehr bequemen Abstieg hatte. Die Omnibuse oder Güterwagen nützten dies durch Rückwärtsbewegung der Pferde geschickt aus; ebenso war es für die vielen Damen, welche den Rosselenker machten, sehr angenehm.

Wenn man bedenkt, daß diese Stadt im Jahre 1830 gegründet wurde, so kann man sich über seine nunmehrige Ausdehnung, über die in den Straßen wogende Menschenmenge, über das geschäftige Treiben derselben, über den ganzen Handel und Wandel nicht genug wundern, und unwillkürlich muß man sich sagen: wenn das künftige Wachsthum der Stadt nur auch einigermaßen dem seitherigen entspricht, so ist Chicago in kurzer Zeit die größte, bedeutendste Stadt der neuen Welt! Nach der Zählung im Jahre 1880 war es die drittgrößte Stadt der Vereinigten Staaten und hatte seit 1870 seine Bevölkerungszahl von 280 000 auf 500 000 Seelen, also nicht ganz die doppelte Menge, gebracht, — darunter ein Drittel Deutsche und Schweizer, sowie eine Masse von Schwarzen. Welche andere Stadt vermag solche Zahlen aufzuweisen?

Was Chicago in der Bevölkerungszahl noch nicht er=

reicht hat, ist ihm in einem anderen Punkte gelungen; es ist der bedeutendste Kornhandelsplatz der Welt. Wir besuchten die Kornbörse und erhielten durch gütige Vermittlung eines angesehenen Mitgliedes derselben Einlaß in den Saal selbst. Ein großer Lärm empfieng uns. Auf amphitheatralischen Postamenten, in deren Centrum der Beamte saß, standen dicht gedrängt die Händler und überboten sich, lärmend und gestikulirend, im Preis um die vom Beamten zum Verkauf ausgerufene und durch ausgestellte Muster im Saale vertretene Waare.

Nachmittags fuhren wir mit einem Landsmann zu den weltberühmten Schlächtereien Chicagos. Das ganze Etablissement umfaßt ein Areal von etwa 80 ha. Zwischen einer Menge von Ställen im Freien hindurch, wohin die Thiere von berittenen Hirten mit Hunden heerdenweise gebracht werden, gelangten wir zu den Gebäuden und verschafften uns Eingang in die Schweineschlächtereien, wo im Laufe eines Jahres über 5 Millionen Schweine mit einem Werthe von 45 Millionen Dollars auf die Schlachtbank kommen. Man muß nothwendig die Anstalten gesehen und dem Verlauf der Arbeit selbst nur auf kurze Zeit angewohnt haben, um dies begreifen zu können, und es nicht auf Rechnung des amerikanischen Schwindels zu setzen, wie dies — ich gestehe es offen — früher bei mir der Fall war. Nur mit wenig Worten sei hier ein Bild gegeben über den Gang des Schlachtens, bis das Schwein zum Oeffnen fertig dahängt!

Hereingetrieben wird dem Thier an einen Hinterfuß ein Hacken gelegt, welcher an einem Aufzug befestigt ist. Dieser wird in Bewegung gesetzt, das Schwein unter Geschrei in die Höhe gehoben und schwebend, mit der Bauch-

seite voran dem Messer des Schlächters mittelst Maschinerie entgegengeführt. Mit unglaublicher Sicherheit und Raschheit führt dieser den Stoß in das Herz aus; das blutende Thier verstummt, geht über den sogenannten „Blutfang“ hinweg, wird hierauf von der Kette gelöst und in heißes Wasser zum Zweck des Abbrühens gebracht, hierin mehrmals mit Stangen umgekehrt und dann von einer merkwürdig konstruirten Enthaarungsmaschine erfaßt, aus welcher es mit schon ziemlich reiner Haut hervorkommt. Ganz gereinigt wird es von Hand durch 10 bis 12 Arbeiter, von denen jeder einen bestimmten Körpertheil zu berücksichtigen hat, sodann wiederum angehackt und durch maschinelle Vorrichtung weitertransportirt. Am längsten verweilten wir bei dem Schlächter, dessen Ruhe und Gewandtheit wir geradezu anstaunten. Nur einmal mußte er den Stoß wiederholen; sonst führte er ihn stets sicher und beförderte in einer Minute mehrere Schweine vom Leben zum Tod.

Einige Eisenbahnstränge führen heran, um das Vieh in nächster Nähe ausladen und das gesalzene Fleisch, wenn nöthig in Eis verpackt, einladen zu können.

Es war uns nur kurze Zeit vergönnt, hier zu verweilen, da wir noch am Abend weiter gen Norden fahren wollten. Wir hatten vorher noch die Freude, viele Landsleute kennen zu lernen und zwar, wie in der Heimat, beim Glase Bier. Als wir am folgenden Tage — es war der 3. September — uns im Schlafwagen erhoben, befanden wir uns an den Wassern des Mississippi. Die Scenerie der Gegend war wunderschön. Allenthalben im Fluße niedliche, mit saftigem Gras und malerischem Buschwerk bewachsene Inseln. Das Wasser durch Dampfboote und Flöße, welche von Dampfern geschoben wurden, belebt und

als Abschluß des Ganzen im Hintergrund verschiedene Bergrücken!

In St. Paul, der Hauptstadt von Minnesota, mit 50 000 Einwohnern, darunter viele Deutsche, hieß es: Halt! Wir hatten keinen weiteren Anschluß, weil des anderen Tages Sonntag war, an welchem die Fahrten eingestellt wurden. Was blieb wiederum übrig, als, wie schon oft und später noch öfter, sich geduldig in sein Schicksal zu ergeben? Im Sherman house, wo wir abstiegen, wollte es uns nicht recht behagen, so daß wir am folgenden Tage vorzogen, mit einem Vergnügungszug, welcher nach Minneapolis abgelassen wurde, zu dem nahen Minne Ha Ha Fall einen Ausflug zu machen. Allerdings wird eine solche Gelegenheit gewöhnlich „nur von den Deutschen" benützt, da Engländer und Amerikaner hierin eine Sonntagsentheiligung sehen und mißbilligend auf die vergnügungssüchtigen Deutschen herabsehen. Nun, wir waren froh, auf diese Weise unsere Zeit ausfüllen zu können, hielten uns einige Stunden daselbst auf und fuhren mit dem nächsten Zuge weiter nach Minneapolis, wo wir hungrig und durstig bei einer erdrückenden Hitze anlangten. Unterwegs war uns die Restauration eines Deutschen empfohlen worden; bald war sie gefunden, aber o Schrecken! es war Sonntag und die Temperance-Vorschriften verboten strengstens den Ausschank sämmtlicher geistigen Getränke! Kopfschüttelnd über die Vereinbarkeit solcher Maßregeln mit den vielgerühmten amerikanischen Freiheiten, bequemten wir uns zum Genuß schlechter Limonade, eines Stückes zähen Büffelfleisches und altgebackenen Brodes. Hierauf begaben wir uns, unwirsch über das Loos der Reisenden in Amerika, auf Anrathen des Wirthes an die nahgelegene Mühle hinab, wo

der Mississippi prächtige Wasserfälle bildet und einen Anblick, einzig in seiner Art, gewährt. Von dort besänftigt zurückgekehrt, nahmen wir ein Abendbrod ein und fanden dann Mittel und Wege, in eine deutsche Bierkneipe einzudringen, ein Beweis, daß trotz der dem Wirthe angedrohten Strafe von 40—50 Dollars hinter verschlossener Thüre dem Schnaps und Bier gefröhnt wird. Im Uebrigen saßen oder standen die Leute vor den Häusern und unterhielten sich; andere fuhren oder giengen spazieren, jedenfalls herrschte eine für deutsche Augen und Ohren ungewohnte, aber entschieden wohlthuende Stille und Ruhe. Dieser erste Sonntag auf amerikanischem Boden (wenn wir von dem Sonntag nach der Landung absehen wollen) mit seinen verschiedenen Eindrücken wird mir lange im Gedächtniß bleiben.

Abends fuhren wir von Minneapolis weiter gegen Norden, wobei auf der Station eine Menge Gesindel sich umhertrieb, was uns sorgsam unser Gepäck und einzelne Individuen, welche sich auffallend herandrängten, beobachten ließ. Als nach gesundem Schlaf der 5. September anbrach, breitete sich vor unseren Blicken eine endlose Fläche mit Gras bewachsen und stellenweise Sümpfe bildend aus: wir durchschnitten in schnurgerader Richtung die Prärien Minnesotas. Nur selten zeigte sich Wald oder Buschwerk; in der Ferne erhob sich eine starke Rauchwolke, wahrscheinlich von einem Waldbrand herrührend. In unserem Waggon befanden sich noch drei deutschsprechende Herren, mit welchen wir uns später in ein Gespräch einließen. Der eine war ein Mennonite und gab uns werthvolle Notizen über verschiedene Punkte; sein Urtheil über die amerikanischen Zustände faßte er, wenn auch nicht in vollem Ernst, in dem Wort zusammen: „Der Dollar ist König, der Schwindel Minister.“ Die beiden

anderen Herren waren junge Kaufleute aus St. Paul, welche in dem jungen Lande Manitoba durch Errichtung von Kaufläden ihr Glück machen wollten und hiebei jenen Mennoniten als Vorbild anführten, welcher Bauer und Kaufmann zugleich war und im Verlauf von sieben Jahren 20 000 Dollars verdient hatte. Dies will denn doch etwas heißen!

Es war Abend geworden, als wir endlich in Winnipeg, der Hauptstadt von Manitoba, anlangten. Vor 10 Jahren bestand dieser Platz aus einer unbedeutenden Zahl von Blockhütten, heute sind schon 20 000 Einwohner daselbst. Nach einem schrecklichen Trubel auf dem Bahnhof wegen des Gepäcks und einer halsbrecherischen Omnibusfahrt quartierten wir uns in Queens Hotel ein, welches, wie sämmtliche Hotels in Winnipeg, ja man muß sagen in Kanada, sehr überfüllt war. Abgesehen von dem schlechten Zimmer, welches wir diesem Umstand verdankten, waren wir auch über die Bedienung und das Essen sehr ungehalten.

Am nächsten Morgen (6. September) suchten wir nach einem Spaziergang durch die Hauptstraße von Winnipeg den Regierungsagenten für Auswanderung, Herrn Hespeler, (einen geborenen Württemberger und Führer der Mennoniten aus Rußland nach Manitoba im Jahre 1874) auf. Wir lernten in ihm einen freundlichen, klugen und erfahrenen Mann kennen, welcher mit uns eingehend die Auswanderung und Kolonisation von Manitoba erörterte und uns in entgegenkommendster Weise seine Rathschläge über die projektirte Tour in die Prärie ertheilte. Es war in Anbetracht der disponiblen Zeit zwischen zwei Wegen zu wählen. Entweder wir beschränkten uns auf schon besiedelte Gegenden, um auf Grund der dortigen Zustände, insbesondere auch durch den Verkehr mit den Kolonisten uns ein

Urtheil zu bilden, oder aber wir trachteten darnach, über die Ansiedlungen hinaus in ein neues, jungfräuliches Territorium zu gelangen, um je nach Befund dieses direkt zur künftigen Ansiedlung für unsere Landsleute empfehlen und vorschlagen, beziehungsweise von der Regierung verlangen zu können. Diese letztere Ansicht hatte gewiß sehr viel für sich, setzte uns aber der Gefahr aus, viel Zeit für das Reisen selbst verwenden und uns schließlich aus Zeitmangel doch nur mit einer kleinen Rekognoszirung in dem noch freien Lande begnügen zu müssen. Da verschiedene widrige Umstände uns begleiteten, so kam es auch richtig so. Auf dem anderen Wege hätten wir uns mit mehr Muse dem Verkehr mit den Ansiedlern und dem Studium der ganzen Verhältnisse widmen können; auch das Sammeln und Mitbringen von Erzeugnissen des Bodens wäre uns dadurch eher ermöglicht worden. Da Herr Hespeler sah, welches Gewicht wir darauf legten, an den Ort einer etwaigen künftigen Niederlassung der Deutschen selbst zu kommen, so setzte er uns einen Reiseplan auseinander, welcher uns von Emerson durch die Mennonitenansiedlungen direkt nach Westen führte in geringer Entfernung von der Grenze der Vereinigten Staaten und im Bereich der South Western Railway, einer Bahnlinie, deren östlicher Theil schon in Angriff genommen war. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden sogleich getroffen. Herr Hespeler bestellte telegraphisch auf den folgenden Tag zwei Gefährte in Emerson und einen seiner Untergebenen als zweiten Führer. Ferner wurden die nothwendigsten Einkäufe gemacht an Konserven, Thee, Zucker, Kognac, Zwieback u. s. w. Um uns endlich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, begaben wir uns nach dem großen Waarenlager der Hudsonsbay-Handels-Gesellschaft, wo jeder sich mit

einer Büffelhaut für 9 Dollars versah, welche uns später sehr zu statten kam. Das Waarenlager befindet sich in dem alten Fort Winnipeg, welches gegen die Indianer errichtet wurde, als Handelsplatz zwischen Indianern und Weißen zumal für Pelzwaaren diente und den Anfang bildete für die jetzige Stadt gleichen Namens. Die Indianer, hauptsächlich vom Stamme der Creeks, verkehren sehr viel in der Stadt, und wir begegneten ihnen in großer Anzahl. Sie erinnerten uns durch ihr schwarzes Haar und ihren bunten, phantastischen Aufzug sehr an die wandernden Zigeuner Europas. Hautfarbe und Gesichtszüge waren natürlich anders.

Nachmittags war Herr Hespeler so gütig, eine kleine Spazierfahrt mit uns in der Umgebung Winnipegs zu machen, wobei wir hauptsächlich in seinem Garten uns von dem herrlichen Boden und den schönen, vollkommenen Gewächsen überzeugen konnten. Wir kamen an mehreren Indianer-Wigwams und Niederlassungen von „Halfbreeds" (Mischlingen, von Indianern und Weißen abstammend) vorüber und hatten eine amüsante Kollision mit der Eisenbahn zu bestehen. Ueber den an Winnipeg vorüberfließenden Red River führt nur eine Brücke, welche rechts und links Fußwege hat und in der Mitte das Schienengeleise der Eisenbahn trägt, ohne einen anderen Weg für Gefährte zu besitzen. Mitten auf der Brücke angekommen, wo ein Umkehren kaum möglich war, bemerkten wir einen aus Winnipeg herauskommenden Zug und den angestellten Bahnbediensteten heftig winken. Was sollte das bedeuten? Die Wahl war klein! Das Pferd, ein feuriges englisches Vollblutthier, erhielt zum erstenmal die Peitsche und sauste in gestrecktem Trabe über die Brücke weg.

Unterdeß hatte jedoch der Zug angehalten, und der Wärter empfieng uns lachend mit den Worten: „Warum haben Sie so geeilt? Ich habe Ihnen doch Zeichen gegeben und gerufen, daß es keine Eile habe!?" Das Rufen hatten wir wohl gehört, aber nicht verstanden. Kaum hatten wir die Brücke verlassen, so schnurrte der Zug hinter uns vorüber. „Auch wieder echt amerikanisch," dachten wir und machten uns, an derartiges allmälig gewöhnt, nicht viel weitere Gedanken darüber.

Winnipeg bietet in Allem so recht das Abbild des Anfangs einer Stadt. Die Straßen breit und geradlinig, aber schlecht und bei Regenwetter kaum passirbar; die Häuser bald groß, bald klein und fast durchgängig aus Holz erbaut; an allen Ecken und Enden neue Häuser im Bau begriffen; vor den Thoren Winnipegs eine große Zahl von Zelten, welche von Arbeitern und Handwerksleuten bewohnt werden; die Bevölkerung äußerst gemischt; neben einer thatkräftig aussehenden, Vertrauen erweckenden Gestalt die zweifelhafte, abgelebte und abstoßende Physiognomie des Abenteurers, welcher solche Plätze des Werdens mit Vorliebe aufsucht, da er hier am ehesten noch einmal auf eine glückliche Wendung in seinem Schicksal hoffen kann, zugleich aber auch bereit ist, das Wenige, was er noch vermag und besitzt, im Kampf ums Dasein zu verlieren, mit anderen Worten: vollends zu Grunde zu gehen.

Um 9 Uhr Morgens fuhren wir den Tag darauf nach Emerson zurück in Begleitung von Herrn Hespeler, welcher uns nicht eher verließ, bis in dem nahe bei Emerson gelegenen Westlyn Alles geordnet und an der Hand der Karte unseres neuen Führers besprochen war. Wir fuhren vergnügt in die Prärie hinaus und gelangten nach Kurzem

in das erste Mennonitendorf. Diese Leute, beziehungsweise deren Eltern, waren vor Jahren aus Deutschland nach Rußland gezogen, um sich dort eine bessere Heimat zu gründen. Da jedoch die russische Regierung ihre Versprechungen nicht hielt und namentlich die Leute zum Kriegsdienst zwingen wollte, was deren Religion verbietet, so ließen sie sich nach Kanada anwerben und waren in einer Zahl von 3000 Seelen unter Führung von Herrn Hespeler dorthin gewandert, während man allerdings auf vielleicht 30 000 gerechnet hatte.

Wir hielten an einem Gehöfte an, um die Pferde zu tränken, nahmen ein Vesper bei den Bewohnern ein und unterhielten uns längere Zeit mit ihnen. Bald hieß es: Aufsteigen, und wir fuhren noch bis zur Wirthschaft eines Mr. Brown, welche durch Arbeiter an der nahen Eisenbahn (der South Western Railway) stark besetzt war. Unterwegs deuteten mehrere dicke Rauchwolken in der Ferne ausgedehnte Brände an, deren Lichtschein bei hereinbrechender Dunkelheit deutlich sichtbar wurde.

Als wir nach halbem Schlafe (denn wir waren hier zum erstenmal gezwungen zu zweien in einem Bette zu kampiren) am 8. September unsere Reise fortsetzten, zeigte sich in der Ferne eine lang ausgedehnte Hügelkette, die Pembina-Mountains, welcher wir uns allmälig näherten. Dabei kamen wir aus den Mennoniten-Settlements heraus. Sobald das Terrain welliger wurde, änderte sich der ganze Habitus der Gegend. Vorher der Boden schwarz, außerhalb der Bauereien beinahe nur Gras tragend, — jetzt etwas heller, steiniger; die Grasfläche vielfach unterbrochen von Buschland und niederem Gestrüppe. Die Farmen machten sämmtlich einen guten Eindruck und ließen auf einen ge-

wissen Wohlstand der Besitzer schließen. Während der Fahrt selbst ließen uns die Prärie-Flora und -Fauna häufig vom Wagen steigen und nahmen vielfach unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir legten ein Herbarium an und hatten das Vergnügen, mit einer leihweise aus einem Winnipeger Waffenladen mitgenommenen Büchse, verschiedenes Flügelwild und auch einige Vierfüßler zu erjagen.

In Mountains City wurde Mittag gemacht und zufällig eine deutsche Familie entdeckt. Die ganze Bergstadt besteht aus wenigen Häusern und erfreut sich erst seit drei Jahren ihres Daseins. Nach zwei Stunden wurde wieder eingespannt und der Weg nach Calf Mountains, einem Dorfe, fortgesetzt. In einem kleinen Hause, zehn Minuten vor dem Dorfe, schlugen wir das Nachtquartier auf. Die ganze Gesellschaft wurde unmittelbar unter dem Dache, je zwei in einem Bette, untergebracht. Hatte uns der phlegmatische und kommunistische Geist unserer Rossebändiger schon in den zwei abgelaufenen Tagen oft sehr vor den Kopf gestoßen, indem sie entsetzlich langsam fuhren, das Einspannen Morgens und nach Tisch mit einer empörenden Gleichgültigkeit und Gemüthlichkeit vornahmen, beim Essen jedoch sicher die ersten waren, sich setzten, wo es ihnen behagte, und nach dem Besten ihre Hand ausstreckten, so war uns das Theilen des Nachtlagers mit diesen noch unbekannten, anmaßenden Gesellen doch gar zu bunt. Wie waren wir sicher mit unserem Gelde, unseren Uhren und unseren Gepäck-Gegenständen? Manchesmal dachten wir jedoch später lächelnd zurück an unsere Aengstlichkeit. Höchstens mit einer verbissenen Wuth über unsere hilflose Lage jenen Schlingeln gegenüber, legten wir uns neben ihnen auf dem platten Boden eines Blockhauses nieder und träumten

schließlich ruhig von der lieben Heimat, soweit nicht Regen oder Kälte oder das Schnarchen der Schläfer daran hinderte!

Ein starker Nebel lag in der Frühe des 9. September über der Landschaft. Der Weg lief zunächst in der Ebene weiter, bis wir plötzlich vor einer Steige mit starkem Gefäll ankamen, welche in das Pembina-Thal hinabführte. Beinahe möchte ich behaupten, der Anblick dieses Thales kam uns wie etwas Neues vor, denn seit langem war er uns nicht mehr zu Theil geworden. Bis dahin hatten unsere Wagenführer mit großer Nonchalance ihrer Aufgabe nachkommen können, was sie durch Schlafen, Führen von Unterhaltungen und Ausrecken der Glieder nach allen Himmelsrichtungen hin bekundeten; nunmehr galt es, sich zusammenzunehmen, um die Pferde und den leichtgebauten Wagen ohne Sperrvorrichtung glücklich auf dem steinigen Wege in das Thal zu bringen. Ueber Erwarten gut lösten sie diese Aufgabe durch Verfolgen einer Schlangenlinie, wobei die Wagen oft in solch schiefe Lage kamen, daß wir es räthlich fanden, uns festzuhalten. Es wurde eine kleine Rast zum Einnehmen einer Mahlzeit gemacht und dann gieng es auf der anderen Seite des Thales ebenso steil wieder hinauf, wobei wir beim Umwenden eine hübsche Aussicht auf das Thal gewannen, durch welches der Pembina River in kurzen Windungen sich hindurchschlängelt. Beide Abhänge sind stark bewaldet und der Busch greift auf die Ebene noch ziemlich weit herein; er bietet gute Jagdgründe als Aufenthaltsort von Hochwild und verschiedenem Raubzeug.

Nachdem wir aus dem Wald herausgetreten waren, kamen wieder Ansiedlungen. Wir knüpften ein Gespräch mit dem Bewohner einer am Wege liegenden Farm an, wobei wir, wie schon bei den Mennoniten, nur Günstiges

für Manitoba in Erfahrung brachten. Gegen Abend wurde Crystal City bei Clear Creek, unser ausersehenes drittes Nachtquartier, erreicht, wo wir in ähnlicher Weise, wie die letzte Nacht, logirt wurden. Am folgenden Morgen blies ein scharfer, kalter Wind, welcher uns zum erstenmal die Büffelhäute werthschätzen lernte. Ueber ähnliches Territorium, wie Tags zuvor, stets ansteigend gelangten wir an einen romantischen Thaleinschnitt, welcher eine wohlthuende Unterbrechung in dem eintönigen Landschaftscharakter hervorrief. Zwischen den bewaldeten Abhängen hindurch — ein wahrer Segen für die anstoßenden Ländereien —, zog sich ein Flüßchen, Badger Creek, in welchem wir Wildenten und Moschusratten entdeckten. Auch Wildgänse wurden sichtbar, kamen jedoch, wie schon mehrmals, nicht in Schußweite. Die Vegetation war hier und nachher ziemlich ärmlich und zeugte von geringerer Bodenqualität. Vielfach waren kleinere oder größere Sümpfe vorhanden, mit Wildenten ganz bedeckt; fanden sich solche Stellen in Folge des trockenen Sommers wasserlos und passirbar, so gieng das Gras den Pferden bis an den Bauch herauf. Ebenso war es der Fall mit kleinen Bachrinnen, in und durch welche unsere Pferde gewöhnlich in gestrecktem Trabe getrieben wurden, wodurch wir gehörig verschüttelt und von unseren Sitzen ziemlich in die Höhe geschleudert wurden. Nun — wir hielten diese Fahrmethode aus, wenn es nur die Federn der Wagen nicht kostete.

An dem Pfannenkuchensee wurde um die Mittagszeit gerastet und so gut als möglich eine Mahlzeit bereitet. Den Pferden schüttete man in den Wagen Hafer vor; wir selbst vertheilten uns, um zusammenzulesen, was von früheren ähnlichen Gelegenheiten zum Feuermachen aufzu-

treiben war. Aus dem See wurde ein gelbliches, dabei aber durchsichtiges Wasser herbeigeschafft und Thee gebraut, dann unser Vorrath an Fleisch, Brod, Butter u. s. w. geholt und auf diese Weise ein Essen zusammengestellt, genügend, um unseren Hunger zu stillen. Wenig trug dazu eine aus Tags zuvor geschossenen Präriehühnern und in Crystal City zubereitete Suppe bei, welche wir gerne unsern gefräßigen Kutschern überließen. Jene Hühner, ziemlich größer als unsere Feldhühner aber ähnlich gefärbt, trafen wir in großer Zahl an und schoßen viel davon, da sie mit großer Dreistigkeit und Unerfahrenheit sich dem Schuße darboten.

Nach Beendigung unserer frugalen Mahlzeit brachen wir nach den Turtle Mountains auf, welche wir gegen Abend erreichten. Das Gasthaus, vor welchem wir anhielten, war sehr einladend und wir fühlten uns daselbst äußerst wohl, da die Wirthsleute, französische Kanadier, uns freundlich entgegenkamen. Schon an diesem Abend verlautete von unserem Führer, die Kutscher werden, da es morgen Sonntag sei, nicht fahren wollen. Wir lachten darüber und dachten im Ernste nicht an diese Möglichkeit. Als jedoch der 11. angebrochen war, merkten wir schon an dem langen Liegenbleiben unserer Kutscher, daß sie etwas im Schilde führten, und als sie endlich langsam aus dem Neste gekrochen und möglichst oberflächlich, wie gewöhnlich, ihre Pferde geputzt und gefüttert hatten, trat unser Führer zu uns mit der Erklärung jener Herren: sie wollen trotz des Sonntags ausnahmsweise statt um ein Extratrinkgeld von 6 Dollars, um ein solches von 4 heute fahren. Wir waren empört aber schließlich froh, wenigstens weiter zu kommen, und verstanden uns dazu. Die Gegend war ziem-

lich dieselbe wie gestern und bot nichts Neues. Ueber Mittag kehrten wir bei einem Herrn William Lovel ein, welcher seit nicht langer Zeit mit seiner Frau und zwei Söhnen sich hier niedergelassen hatte. Die Familie stammte aus England und zeigte in dem niedlich eingerichteten Blockhause, in den feinen Manieren und deßgleichen im Gespräch einen Bildungsgrad, wie wir ihn an keinem anderen Platze der Prärie mehr antrafen (s. II. Theil). Der Mangel an englischen Sprachkenntnissen machte sich im Umgang mit diesen Leuten doppelt fühlbar; übrigens konnten wir uns doch gut der gegenseitigen Hochachtung beim Abschied versichern und fuhren, erfreut über dieses Zusammentreffen, weiter, bis wir gegen Abend in der Nähe des Weiß-Wasser-Sees (11 engl. Meilen lang) an einem einzeln stehenden Wirthshause und Kaufladen zugleich anhielten. Dies war die letzte derartige Unterkunfts-Gelegenheit. Wir hatten den Tag über in der Ferne mehrere Gewitter beobachtet, welche eine starke Abkühlung hervorriefen. Das Nachtlager war, abgesehen von der Kälte, wieder äußerst heiter, indem der ganze Boden über dem Kaufladen, sowie dieser selbst mit Menschen belegt war. Vermittelst einer äußerst primitiven Leiter krochen wir auf den Boden und streckten uns, aus Mangel an Betten in unsere Büffelhäute bis über die Ohren eingewickelt, auf demselben hin; wir hatten aus verschiedenen Gegenständen Kopfkissen fabrizirt und nur Rock, Stiefel und Hemdkragen ausgezogen. Der Schlaf kam auch unter solchen Umständen, zumal da wir in unseren verschiedenen Mitschläfern keine Räuber und Mörder mehr erblickten, sondern uns gewöhnt hatten, die Leute nicht nach ihrem äußeren Aufzug zu taxiren und ängstlich im Umgang zu meiden. Wir knüpften vielmehr mit ihnen, so weit mög-

lich, ein Gespräch an, ließen uns, wie man sagt, „mehr gehen" und lernten oft unter einem abgeschabten Kittel und abgetragenen Hut ganz tüchtige, achtenswerthe Leute kennen. Es zeigte sich bald, daß mit der Entfernung von den Städten und Eisenbahnen die Sicherheit geradezu wuchs, indem die Lumpen und Strolche hier in der offenen, freien Prärie nicht viel suchen und machen können.

Das nächste Ziel am folgenden Tag, dem 12. September, war vom Weiß-Wasser-See nur acht Meilen entfernt: es war die Landoffice der Eisenbahngesellschaft, welche mit der Austheilung der, jener Gesellschaft gehörigen Ländereien (s. II. Theil) an Farmer, sowie mit der betreffenden Korrespondenz zu thun hat. Sie liegt in einem lieblichen Thalgrunde und ist erst seit Kurzem erbaut. Die Angestellten bewillkommten uns sehr freundlich und der zweite von ihnen, Herr Gauvreau, nahm auf dem vorderen Wagen Platz, um uns zu begleiten. Vor der Landoffice hatten wir ein kleines Bächlein auf einer äußerst einfachen und gefährlichen Brücke aus runden Prügeln zu passiren, wie wir sie aus Balken schon mehrfach vorgefunden hatten. An einigen Bächen waren wir sogar einfach durch das Wasser gehaudert, auf gut Glück, ob der Wagen an den großen Steinen umfiel oder nicht. — Unmittelbar hinter jener Brücke lagen verschiedene Büffelschädel umher, welchen wir einige Backzähne auszogen, um sie als Kuriosum mitzunehmen. Ferner wurde uns ein herrliches Geweih des großen kanadischen Hirsches gezeigt, welches ein Indianer acht Tage früher mitsammt dem Kopfe gebracht hatte. Es wäre ein schönes Schmuckstück in ein Jägerzimmer gewesen — hätten wir nur nicht die Schwierigkeiten des Transportes zu befürchten gehabt!

Nach kurzem Aufenthalt gieng es mit Herrn Gauvreau die entgegengesetzte Anhöhe hinan und, auf der Ebene angelangt, direkt einem Hügel zu, auf welchem ein Indianergrab weithin sichtbar war. Die Indianer bestatten nur die an den Blattern Gestorbenen in der Erde, die anderen auf Bäumen, insbesondere angesehene Stammesangehörige. Näher herangekommen erblickten wir auf sechs alten Baumstämmchen, drei auf jeder Seite und oben sich gabelnd, einen in rothes Tuch eingehüllten Sarg, welcher von Querstangen, je eine in den Gabeln zweier gegenüberstehender Stämmchen ruhend, getragen wurde. Davor war eine Art Fahnenstange aufgepflanzt mit einem alten, flatternden Tuchlappen; unterhalb war in schlechtem Französisch und mit lateinischen Lettern auf einer Tafel eine Inschrift angebracht mit dem Namen der hier begrabenen Tochter eines Häuptlings. Der Inhalt war:

ALTOEDOZAWE
Désédé Le 15 GULET
Âgé de 25 Añs.

Vom Indianergrab aus fuhren wir zu der nahen Farm von Herrn Gauvreau, wo aus seinen und unseren Mundvorräthen ein opulentes Mittagsmahl bereitet und in heiterster Stimmung eingenommen wurde.

Ueber Tisch machte Herr Gauvreau den Vorschlag, ein Indianerlager in der Nähe aufzusuchen, was von uns mit Freuden begrüßt wurde. Wir brachen auf und gelangten nach wenigen englischen Meilen dorthin, von einem wüthenden Hundegebell empfangen. Leider war der größte Theil des Stammes schon weggezogen und nur ein kleiner Rest zurückgeblieben, welcher mit Entkörnen von Mais (Indianerkorn) beschäftigt war und unser Herankommen ruhig

abwartete; in der Ferne sah man Pferde, Indianerponnys, weiden. Die Männer erhoben sich, als wir anhielten; einer, welchen wir alsbald als den Häuptling erkannten, trat unter freundlichem Grinsen heran und reichte uns allen die Hände, nachdem ihm Herr Gauvreau durch Worte und Pantomimen begreiflich gemacht hatte, daß wir aus dem fernen Osten, vom Aufgang der Sonne, über das große Wasser hergekommen seien, im Auftrag der Königin Viktoria von England. Seinem Beispiel folgten die anderen Männer; ein alter Greis, beinahe vollständig blind, wurde von dem Häuptling zum Handschlag herangeführt. Auf die Frage nach seinem Alter öffnete der Häuptling zehnmal seine Hände und streckte ebenso oft alle zehn Finger empor und schließlich noch sieben. Jener war demnach 107 Jahre alt. Hierauf traten auch die Weiber heran, darunter die 92 Jahre alte Frau jenes Greises. Nach dieser Begrüßungsceremonie holte der Häuptling ein längliches Holzkästchen, in welchem er sorgsam zusammengefaltete Papiere aufgehoben hatte. Dieselben enthielten die seinem Stamm von der Königin von England versprochenen Rechte und Ländereien in englischer und französischer Sprache. Es sind nämlich dem Indianer besondere Länderstriche zugetheilt, wo er ungestört jagen oder sich niederlassen kann. Letzteres geschieht in diesen Gegenden jedoch nicht. Der Indianer wandert hordenweise oder allein mit seiner Familie von Ort zu Ort, wobei die Frau, das Kind in einem Tuch auf dem Rücken, dem Manne die Flinte trägt. Der Indianer ist von Natur aus träge, ausgenommen, wenn es sich um Jagd oder Kampf handelt; die Indianerin um so thätiger und fleißiger. Ebenso sind ihnen jährliche Lieferungen von Munition, Waffen, Mundvorräthen u. s. w. versprochen und werden auf be-

sonderen Wunsch der Königin Viktoria pünktlich ausgefolgt. Dadurch sind diese Indianer weit friedfertiger gestimmt, als die in den Vereinigten Staaten, und das Zusammenleben zwischen ihnen und den Weißen ein gesichertes und angenehmes. Wenigstens hat man von ähnlichen Vorkommnissen wie in den Vereinigten Staaten, wo sich die Indianer in ihren berechtigten Erwartungen nur zu häufig schon betrogen sahen, seit langer Zeit nichts mehr gehört. Es ist dies ein für die Ansiedler nicht hoch genug anzuschlagender Punkt!

Aus jenen Papieren war zu ersehen, daß wir Sioux-Indianer vor uns hatten, welche als ein gefährlicher, kriegerischer Stamm vor wenigen Jahren noch in den Vereinigten Staaten sich aufgehalten, daselbst unter Führung ihres tapferen und kühnen Häuptlings, jenes Sitting Bull, in Deutsch: Sitzender Ochse, in der Indianersprache: Ta-ten-ka-t-yo-ton-ka, ein Regiment Soldaten niedergemetzelt hatten und später, als sie der aufgebotenen Uebermacht weichen mußten, auf kanadisches Gebiet geflohen waren. Heute ist jener Häuptling mit einem Theil seiner Leute unter annehmbaren Bedingungen nach der Union zurückgekehrt.

Gefährlich werden die Indianer nur, wenn sie sich dem Genuß geistiger Getränke, hauptsächlich „dem Feuerwasser," hingeben, weßhalb das Verabfolgen von Branntwein durch die Obrigkeit strengstens verboten ist. Wir brachten ihnen Tabak, Streichholz und sonstige werthlose Dinge zum Geschenk mit, was mit Grinsen und Kopfnicken entgegengenommen wurde. Sie hatten pechschwarze Haare, gekämmt und bei beiden Geschlechtern in zwei Zöpfe geflochten, die Haut kupferfarbig, die Nase gebogen und das Gesicht scharf markirt; sie waren sämmtlich bekleidet, wenn auch sehr

nothdürftig, und saßen im Kreise um das Korn herum, die beiden Alten abwechselnd aus einer Pfeife rauchend. Hiernach bekam einer von uns Lust und handelte sie gegen seine eigene und etwas Geld ein. Ebenso erstand ich die daliegende große Pfeife des Häuptlings, aus Thonstein von den Indianern selbst verfertigt; ein anderer kaufte ein Jagdgehäng, wobei stets der Häuptling die Entscheidung traf und das Geld in Empfang nahm. Außer Geld wollten sie nichts nehmen und zu unserer Verwunderung wiesen sie nicht einmal das Papiergeld zurück, ein Zeichen, daß sie mit den Weißen schon vielfach verkehrt und den Tauschwerth jener Fetzen und deren Gültigkeit wohl kannten. Andere Gegenstände, wie ein Paar Lederhosen, auf den Seiten schön mit Seide und Perlen ausgeschmückt, waren uns zu theuer und trotz aller Anstrengungen vermochten wir den Preis nicht herunterzudrücken; der Häuptling blieb hartnäckig bei seinem Angebot. So oft ein Handel abgeschlossen war, erhob sich auf beiden Seiten ein Gelächter mit Zeichen der Befriedigung.

In einem Wigwam, in welches wir aus Neugierde ungenirt eindrangen, saß eine junge Indianerin, den anderen gegenüber verhältnißmäßig noch hübsch zu nennen, mit welcher wir wegen eines am Boden liegenden, schön mit Perlen verzierten Indianersattels, wie er bei festlichen Aufzügen zur Verwendung kommt, unterhandeln wollten. Das Gespräch wurde jedoch sehr bald durch den Eintritt eines jungen, strammen Indianers unterbrochen, welcher mit sichtlicher Eifersucht sich dazwischen setzte und unsere Handlungen und Bewegungen mit funkelnden Augen verfolgte. Wir zogen vor, das Zelt bald zu räumen, und erfuhren, daß dies ein neugebackenes Ehepaar sei, worin die Erklärung für

das Benehmen des jungen Indianers lag. Während unseres Handels um die Pfeifen hatte einer der Kutscher einen eigenthümlichen länglichen Gegenstand, aufrecht im Boden steckend und mit einem Tuche verhüllt, auf der Seite entdeckt und neugierig begonnen, das Tuch abzuwickeln. Niemand achtete darauf; da erschien die junge Indianerin unter dem Zelteingang und deutete ängstlich unter Rufen nach jenem Platze hin. Es entstand sofort eine allgemeine Aufregung unter den Indianern und wir eilten hinzu, um den Gegenstand zu betrachten. Es waren Waffen, Speer, Pfeile und ein Skalp, welche der Kutscher in den Händen hielt. Würdevoll und mit Ernst trat ein Indianer heran, nahm jenem die Waffen aus der Hand, deutete still-schweigend gen oben und wickelte das Tuch wieder um, worauf er das Ganze an seinen Ort zurückbrachte. Was sollte das bedeuten? Jeder hatte eine andere Erklärung; doch soviel schien sicher, daß es erbeutete Waffen waren und in der Berührung von fremder, insbesondere weißer Hand eine Entweihung lag. Scherzweise gab man diesem Benehmen die Auslegung: „wenn Du dies nicht in Ruhe läßest, so schicken wir Dich auch dorthin,“ oder: „durch Deine profanen Hände und Augen, Bleichgesicht, wird der Geist des Erschlagenen in den Lüften beunruhigt.“ Nun — es wird eine Erklärung so falsch gewesen sein, als die andere; jedenfalls legte sich alsbald die Unruhe.

Ein Beispiel des richtigen Taktgefühles der Indianer lag in Folgendem: Ein Schwarm Enten flog über das Lager hin; ein junger Indianer erfaßte mit Blitzesschnelle eine der vor den Wigwams stehenden Flinten und schlug an; auf eine ebenso rasche Handbewegung jener alten Indianerin, welcher wohl das Schießen in unserem Beisein unpassend

erschien, setzte er jedoch wieder ab und stellte das Gewehr weg.

Herr Gauvreau hatte im Laufe des Gesprächs erfahren, daß dieser Häuptling ein Vetter jenes Sitting Bull sei und Vater jener Indianerin, deren Grab wir besucht hatten. Zwei der dasitzenden Kinder wurden als ihr gehörig bezeichnet, ihr Mann war schon frühe den Blattern erlegen. Wir bestiegen endlich wieder unsere Wagen, um auf die Farm des Herrn Gauvreau zurückzukehren.

Mit einem Handschlag verabschiedeten wir uns vom Wagen herab und verließen die Indianer, nachdem der Häuptling nochmals vorgetreten war, die Lippen auf die Hand gedrückt und eine elegante Handbewegung nach Osten hin gemacht hatte. Wir faßten dies auf als Zeichen der Ehrfurcht und des Grußes für die Königin, unsere angebliche Absenderin. In beste Laune versetzt durch diese interessanten Erlebnisse ließen wir uns beim Abendbrod nieder, welches Herr Gauvreau und sein Diener uns bereiteten, und unterhielten uns bis tief in die Nacht hinein mit Gesang und Erzählungen; die Stimmung wurde stets animirter, es wurden Reden gehalten, und spät schloß nach Absingung der englisch-württembergischen Nationalhymne (Heil unserm König, Heil) ein wilder Ringtanz um den in der Mitte des Blockhauses stehenden Herdofen dieses improvisirte Fest ab. Ermattet suchten wir unser Lager auf, die einen im Blockhause, die anderen unter dem vom letzten Gasthause mitgenommenen Zelte.

Der 13. September brach an, der letzte Tag, den wir zur Fahrt nach Westen verwenden sollten! Durch ziemlich welliges Terrain führte uns der Weg dahin, bis er hinter der letzten Ansiedlung sich verlor und wir nunmehr nach der

Himmelsrichtung querfeldein uns bewegten, und hiebei nur noch die Vermessungspfähle zu unserer genauen Orientirung hatten (s. II. Theil). An einem kleinen Sumpfe nahmen wir unser Mittasbrod ein, rasteten so lange bis die Pferde gefüttert und getränkt waren, und kehrten hierauf zu unserem gestrigen Aufenthaltsort zurück, wobei unterwegs bei äußerst dämpfiger Luft ein Schwarm fliegender Ameisen uns überfiel und hart mitnahm.

Der zurückgelegte Weg von Emerson betrug nunmehr in direkt westlicher Richtung etwa 190 engl. Meilen und erreicht wurde beinahe der 101. Meridian westlicher Länge. Wir hatten uns etwas nördlich vom 49. Grad nördlicher Breite bewegt und als künftigen Niederlassungsort für Deutsche Range 1 in westlicher Richtung, Township 24 (halb), 25 und 26 (ganz) (s. II. Theil) in Aussicht zu nehmen beschlossen. Für alle Fälle hatten wir Bodenproben daselbst genommen.

Am nächsten Tage war der Himmel mit Wolken überzogen, und bis die Zeit zur Abfahrt herangekommen war, fieng der Regen, welcher uns schon in der Nacht unter unserem Zelte zugesetzt hatte, von Neuem an; es war der erste schlechte Tag auf unserer Reise. Wir warteten das Nachlassen des Regens ab, fuhren dann zur Landoffice zurück, wo uns einige Gartengewächse und Kartoffeln, in dem dortigen herrlichen Thalgrunde gezogen, mitgegeben wurden, und schlugen die Richtung nach dem Weiß-Wasser-See-Wirthshaus ein, um uns auf Grund einzuziehender Nachrichten zu entscheiden, ob wir dieselbe Tour zurückmachen wollten, welche wir für den Herweg gewählt hatten, oder ein anderer Weg, nach Norden auf die neue Eisenbahn bei Brandon, die kanadische Pacific-Eisenbahn, Zeitgewinn bringen

könnte. Ausschlaggebend war die Versicherung der Wirthsleute, die Bahn sei schon oder werde fertig, bis wir in Brandon eintreffen und Fahrgelegenheit biete sich mit jedem Frachtzuge dar, deren täglich mehrere gehen, zum Herbeischaffen von Baumaterialien.

Zu dem Ende blieben wir diesen Tag an dem Weiß-Wasser-See und machten einen kleinen Jagdausflug an demselben entlang. Jeder schlenderte für sich dahin. Auf dem Heimwege war ich in einer Mulde von dem Wege abgekommen und konnte mich auf der nächsten Anhöhe in der Richtung zum Wirthshaus nicht mehr orientiren, da die ganze Gegend ein gleichmäßiges Aussehen zeigte und das Wirthshaus durch eine Terrainerhöhung verdeckt war; ferner wurde ich von einem großen Durste geplagt. Was wollte ich anderes machen, als in meiner Noth die Güte der Bewohner der gegenüberliegenden Farm ansprechen! Von schöner Hand, deren Besitzerin mit ihrem schlanken Wuchs, mit blonden Haaren und lieblichem Gesichtsausdruck ihre germanische Abkunft nicht verläugnen konnte, wurde mir Milch kredenzt, und entzückt über diesen unvermutheten Anblick mitten in der Prärie, wollte ich am Abend meine Genossen mit der Nachricht über dieses kleine, glückliche Abenteuer überraschen; diese waren jedoch vom Durste getrieben nach einander ebenfalls dorthin gerathen und hatten dieselbe Aufnahme gefunden. Es gab natürlich viel zu lachen, als jeder mit demselben süßen Geheimniß herausrückte!

Die Nacht wurde hell und am anderen Morgen, als wir auf der Hühnerstiege vom Boden herabgeklettert und ins Freie getreten waren, um uns aus dem allgemeinen Waschbecken der Reihe nach zu waschen, empfieng uns eine ziemliche Kälte: es lag ein starker Reif, und in dem

nahen Wasserfasse fand sich eine dünne Eisschichte. Früher als sonst fuhren wir in den kalten Morgen hinaus, einem ziemlich einfachen Weg entlang, welcher für die Schneezeit mit Pfählen ausgesteckt war; auf der Seite wüthete ein starker Präriebrand, Angesichts dessen wir über Mittag wieder in Gottes freier Natur kampirten. Es hatte sich unserer Gesellschaft noch der Besitzer des letztgenannten Wirthshauses angeschlossen, welchen eine Geschäftsreise denselben Weg führte, und deßgleichen ein Landinspektor der Eisenbahngesellschaft mit zwei Pferden und einem zweirädrigen Karren, worauf ein Zelt, Mundvorräthe und Werkzeuge geladen waren. Derselbe ließ in seinem galiotenähnlichen Prärieanzug an Alles eher denken, als an das, was er war; übrigens leistete er sowohl bei Bereitung des Mittagsmahles, als anderen Tages zu Pferde beim Auffinden des Weges zum Souris-Fluß sehr gute Dienste. Abends 5 Uhr gelangten wir zu einer Farm, unserem für heute in Aussicht genommenen Halteplatz, waren aber wenig erbaut, als wir das Haus verschlossen fanden. Bald jedoch sahen wir über das Feld eine Frau und Kinder herbeikommen und waren froh, zu hören, daß wir über Nacht bleiben könnten. Sie schaffte rasch ein Abendbrod herbei, während wir uns in dem hübschen Thälchen hinter dem Haus umhertrieben; nachdem den Forderungen des Magens Genüge geleistet war, wurde aus Mangel an Raum in der Hütte sowie an einem Zelte zwischen zwei Heufeimen eine Wagenburg aufgeschlagen und ein Nachtlager aus Heu, Büffelhäuten und Teppichen unter dem freien Himmel zubereitet. Bevor wir uns niederlegten, versammelte man sich für eine Stunde um ein Wärmfeuer, welches jener Landinspektor bei seinem Zelte angebrannt

hatte. In malerischer Gruppe lagen wir auf dem Boden hingestreckt und unterhielten uns wiederum mit Gesang, indem Jeder der Reihe nach ein Lied preisgeben mußte. Da wir hiebei nicht durch den Text, sondern nur durch die Melodie den Amerikanern imponiren konnten, so strengten wir alle unsere Gesangskräfte an und wählten Melodien, an welche wir uns zu Hause niemals gewagt hätten. Reichlicher Beifall war der Lohn! Als es allmälig auf dem Boden feucht wurde, trennten wir uns und bezogen unser Lager zwischen den Heuhaufen, hochrothe Zipfelmützen, welche wir für solche Fälle in dem Kaufladen am Weiß-Wasser-See erstanden, tief über die Ohren hereinziehend. Bei Tag erschienen wir in diesen Mützen wie eine Bande Jakobiner. Da der Himmel in jener Nacht klar war, so froren wir ganz gehörig und schliefen nicht so brillant auf der lieben Mutter Erde, als wir uns gedacht hatten.

Der Morgen des 16. war ebenso frisch wie der des vorhergehenden Tages, und sehr zeitig erhoben wir uns, um die kalten Glieder durch rasches Umhergehen zu erwärmen. Mit großem Wohlbehagen setzten wir uns nachher um den Herd herum und schlürften mit Hochgenuß den Thee der freundlichen Wirthin.

Hierauf gieng die Fahrt weiter. Wir fuhren zunächst eine Strecke zurück, bogen um einen scharfen Thaleinschnitt herum und waren schließlich wegen der Richtung des Weges an den Souris in Verlegenheit. Zu unserem Glücke hatte das Pferd eines Farmers in der Nähe einen unschädlichen Fluchtversuch gemacht und kam wiehernd auf uns zugelaufen, sein Herr keuchend hinterher. Das Thier wurde eingefangen und der Farmer um Auskunft über die Zufahrt zu dem nahen Flusse gebeten. Er erklärte sich bereit, un-

fern Wegweiser zu machen, und eröffnete uns zugleich, daß wir Axt und Schaufeln nöthig haben werden, um mit den Gefährten durchzukommen. „Schöne Aussichten," dachten wir, freuten uns jedoch im Stillen, daß uns eine solche romantische Partie bevorstand. In einem Bogen erreichten wir eine stark bewaldete Schlucht, durch welche ein Weg nach abwärts führte. Derselbe war frisch gehauen und sehr holprig, so daß mit großer Vorsicht gefahren werden mußte; vielfach lagen noch Stämme im Wege oder abgehauenes Strauchwerk, welches in den Rädern sich verwickelte und uns zum Absteigen nöthigte. Wir lösten dasselbe los und giengen zu Fuß hinter den Wagen die enge Schlucht hinab.

In dem Flußthal angelangt, mußten die Gefährte durch hohes Gebüsch hindurch, da der Weg zu Ende war, und man fand sich unter gegenseitigen Zurufen, um keinen zu verlieren, an der Uferstelle zusammen, welche der Farmer zum Uebergang ausersehen hatte. Es war eine Furt oberhalb einer kleinen Stromschnelle, welche der Souris hier bildete, und das Wasser ziemlich reißend; es füllte das ganze Bett in einer Breite von etwa 80 bis 90 Schritt aus. Aber o Himmel! wie war es möglich hier durchzukommen! Auf 12—15 Schritte war das Ufer, wenn auch nicht sehr dicht, mit Hochstämmen bewachsen, dann gieng es senkrecht etwa 8—10 Fuß an das Wasser hinab und endlich war eine Menge großer Steine in dem Flusse sichtbar. Wir wollten schon hinüberkommen, allein die Fuhrwerke! Jedoch „frisch gewagt, ist halb gewonnen" wurde zur Losung erhoben, und kühn das Werk begonnen. Der eine ergriff die Axt, der andere faßte nach der Schaufel, die übrigen räumten alte, umherliegende Stämme aus dem Wege und warfen sie in das Wasser, um eine Zufahrt zu ermöglichen. Der feine

abgestochene Boden wurde zwischen die Stämme geworfen und so hatte es bald den Anschein, als könnte das scheinbar Unmögliche zum Möglichen gemacht werden. Da plötzlich wurden Holz und Erde fortgerissen und wir erkannten bald, daß mit dem feinen, leichten Boden nichts zu erreichen war.

Deßhalb — wohlan — fahre hin! „dann müssen die Gefährte ohne diesen allmäligen Uebergang ins Wasser," hieß es, und bald war der Weg gebahnt und die Pferde standen an dem, trotz des Abböschens immerhin noch sehr steilen Uferrand. Einige von uns hatten unterdessen, mit Stöcken bewaffnet, das Bett untersucht und das jenseitige Ufer glücklich erreicht, wo mit leichter Mühe eine Stelle zur Ausfahrt für die Gefährte hergerichtet ward. Als Alles soweit vorbereitet, wurde der erste Wagen langsam in das Wasser hinabgelassen, indem mit aller Kraft angehalten wurde, um den Pferden möglichste Freiheit in der Bewegung zu verschaffen. Ehe man sichs dachte, stand das Gefährt im Flußbett und muthig zogen die Pferde es hindurch, ohne auch nur im Geringsten Angst zu verrathen. Man sah, sie waren, wie man zu sagen pflegt, „schon mehr dabei gewesen." Das Gepäck mitsammt unseren ausgezogenen Beinkleidern und Strümpfen war Alles auf den Sitzen zusammengebunden worden und unser Führer dazu gesetzt, um es bei zu starken seitlichen Neigungen des Wagens eventuell halten zu können. Hinten an diesem Wagen befand sich jenes Hirschgeweih von der Landoffice, welches unser Führer gekauft hatte. Es war ein gelungenes Bild, welches sich den Zurückgebliebenen bot: Herr Oelschläger mit seiner rothen Zipfelmütze oben auf dem Gepäck sitzend, mit ängstlicher Miene in den Fluß spähend, welcher ihm bei einem Umfallen des Wagens ein

unfreiwilliges Bad zu bereiten drohte, der Hirschkopf durch mehr oder weniger starkes Untertauchen in das Wasser großen Durst verrathend und die glücklich Uebergesetzten durch Zurufen und Winken dem Kutscher den besten Weg andeutend.

Nachdem der erste Wagen hinüberbefördert war, wurde es uns doch etwas leichter ums Herz und scherzend folgten wir in den Stiefeln, um von den spitzen Steinen nicht leiden zu müssen, ferner mit langen Stöcken versehen, um einen Halt zu haben, dem zweiten Wagen. Unter homerischem Gelächter der Anderen tappte bald dieser, bald jener, namentlich hinter größeren Steinen, in Vertiefungen hinein, mit welchen er bei den Zurüstungen zum Uebergang über diese Beresina nicht gerechnet hatte, und erschien schließlich am anderen Ufer mehr oder weniger durchnäßt. Ohne Unfall gieng Alles glücklich von Statten und nach geringem Aufenthalt den weit steileren, gegenüberliegenden Thalhang hinauf, wobei die Pferde beinahe mit dem leeren, leichten Wagen stecken geblieben — wären wir in Strümpfen oder barfuß, da wegen der vorgerückten Tageszeit keine Zeit zu verlieren war, welche wir übrigens zum Trocknen unserer Kleider sehr nöthig gehabt hätten. Man wußte sich zu helfen! Die Wagen wurden als Trockenanstalten benützt und die Seiten, sammt den Spitzen des Hirschgeweihes, mit den nassen Gegenständen garnirt.

Es waren drei Stunden verflossen, bis wir den Uebergang bewerkstelligt hatten, und Pferde wie Menschen gaben unverkennbare Anzeichen von Hunger und Ermattung. Deßhalb wurde auf die nächste beste Farm, welche in Sicht kam, zugesteuert, um wenigstens den Pferden ihren wohlverdienten Hafer zu Theil werden zu lassen. Hatten wir

uns schon bei früherer Gelegenheit über den Muth, die Unerschrockenheit und die Lenksamkeit unserer Pferde sehr anerkennend auszusprechen gehabt, so war dies jetzt doppelt der Fall. Und sie verdienten es auch! Es sollte einmal hier zu Lande versucht werden, durch solches Gestrüpp, durch solche Sumpfstellen und durch Flüsse hindurchzufahren — man würde schwerlich weit kommen! Allerdings wurden diese guten Eigenschaften durch die geringe Leistung in der Schnelligkeit sehr heruntergedrückt.

Das Gebäude auf jener Farm stellte sich als ein Erdhaus heraus, indem gleichmäßig gestochene Rasenstücke zu Wänden aufgebaut waren, denen nach Innen zu ein leichtes Holzgerippe als Anhalt diente. Niemand erschien und erst beim Eintreten in das Haus zeigte sich eine alte, aber noch rüstig aussehende Frau, welche auf unsere Bitte sich bereit erklärte, so weit ihr Haus es vermöge, ein kleines Mahl zuzubereiten.

Wie kaum anders zu erwarten, war es im Innern gerade nicht am säuberlichsten. Trotzdem verschaffte uns das Zuschauen beim Bereiten der Speisen, wobei ganz reinlich und appetitlich verfahren wurde, immer mehr Hunger, und es mundete die einfache Kost ganz vorzüglich. Wir hatten schon zum Oefteren die Wahrnehmung gemacht, daß die Engländer und Amerikaner weit peinlicher sowohl bei der Auswahl als der Zubereitung der Speisen zu Werke giengen. Dadurch verlor selbst die Menge von Fett, welche die Fleischspeisen angenehm machen sollte, viel von dem Widerlichen, welches es an und für sich unserem Gaumen einflößte.

Es war eine Irländer-Familie, welche in jener Hütte wohnte; der Mann war auf dem Felde, die Frau ersetzte

ihn jedoch vollkommen durch eine große Geschwätzigkeit. Daß wir an diesem Tage keine großen Sprünge mehr gemacht haben, läßt sich denken; wir kamen durch einen nochmaligen Aufenthalt an einer Farm und durch das längst befürchtete Brechen einer Wagenfeder bei vollkommener Dunkelheit an einem schlechten Blockhause an, wo der Weiß-Wasser-See-Wirth bekannt war. Die Besitzer hatten die schlechte, alte Wohnung verlassen und sich nicht weit weg davon in einem niedlichen neuen Hause einquartirt. In entgegenkommender Weise wurde uns für die Nacht die alte Knallhütte überlassen, welche wir nach einer Tasse Thee mit unseren Habseligkeiten bezogen und nach Kräften zu einem Nachtlager umzuwandeln suchten in der schon oben angedeuteten Weise, nur daß diesmal sämmtliche Mannen auf den Boden sich bequemen mußten. Nicht vergessen darf ich, des herrlichen Abendhimmels zu erwähnen, welcher sich uns an jenem Tage präsentirte. Er war im Westen und Osten bis zu einer gewissen Höhe gegen den Zenith mit locker aneinanderhängenden, häufig durchbrochenen Wolkenmassen bedeckt. Die untergehende Sonne vergoldete wunderbar schön die westliche Seite, während im Osten ein merkwürdiger Kontrast herrschte zwischen einem ganz dunkeln Streifen am Horizont und den purpurroth gefärbten höchsten Schichten, wobei ein wohlthuend gleichmäßiger Uebergang durch ein herrliches Violett hindurch sich zeigte. Die erhabenen Gegenstände auf der großen Fläche zeigten sich beim Blick nach Osten hell erleuchtet, während man gegen Westen zu, von den durchfallenden Sonnenstrahlen geblendet, die Hand vor die Augen halten mußte, um in scharfen Konturen die wenigen Häuser in der Nähe und Ferne mit den Stroh- und Heufeimen in deren Umgebung, sowie die auf dem Felde beschäftigten

Menschen und Thiere erblicken zu können. Es war ein gewaltiger Eindruck, welchen dieses Panorama — denn ein solches war es im wahren Sinne des Wortes — auf mich ausübte und noch heute, nachdem schon viele Wochen auf deutschem Boden wieder verlebt sind, steht jenes Schauspiel so deutlich vor meinem Geiste, als ob es gestern gewesen. Nie zuvor und nachher auf der Reise ist uns ein solcher Anblick zu Theil geworden, trotz manchem schönen Abend zu Wasser und zu Land!

Die Folge jenes Wolkenhimmels war ein Regen, welcher während der Nacht sich einstellte und uns eine kleine Störung im Schlafe verursachte, da er die Ritzen und Oeffnungen im Dach benützte, um uns in unserer Ruhe zu überfallen. Man rückte murrend zur Seite und schlief weiter, da das Bedürfniß darnach ziemlich stark war und sonst sich doch nichts thun ließ. Der Regen hielt auch noch den andern Morgen an und trug viel zu dem sehnlichen Verlangen bei, endlich einmal die Gefährte und edlen Herrn Rosselenker, welche uns den Abend vorher wieder bedeutend in Harnisch gebracht hatten, los zu werden. Wir passirten noch einige gefährliche Stellen an kleinen, unscheinbar aussehenden Bächlein und bekamen gegen Mittag den lang herbeigewünschten Anblick von Brandon. Der Weg war allmälig durch den Regen aufgeweicht und gab uns eine Ahnung von seinem Zustand bei anhaltendem Regenwetter, sowie im Frühjahr (siehe II. Theil). Gegen 12 Uhr zogen wir stark durchnäßt und bei großem Moraste in dem vielbesprochenen Brandon ein, wo unsere erste Frage war: wann geht der nächste Zug? Die Antwort lautete: „Das wissen wir nicht; und jedenfalls müssen Sie an das gegenüberliegende Ufer des Flusses (es war der Assiniboine) nach

dem nächsten Orte: Grand Vallée, da die Bahn bis dahin heute erst fertig wird." Wiederum tröstliche Aussichten! Auf einer Fähre setzten wir über, hielten vor einem großen Zelte, welches das künftige Gasthaus vertrat, und stiegen ab. Sowohl dieses Grand Vallée, als Brandon waren ganz neu gegründete Plätze, welchen man spottweise den Namen „Stadt" beilegte, indem der in die Zukunft gehende und berechnende Geist darin die Anfänge von bedeutenden Städten erblickt! Uebrigens wenn der Weitergang auch nur im Geringsten dem Anfang gleichkommt, so wird diese Berechnung ihre Richtigkeit haben; denn fünf Monate früher war in Brandon ein Haus, und damals war die Zahl schon auf 37 gestiegen, darunter nicht weniger als 15 Kaufläden. Die Spekulation hat in Amerika ihre Hand stets und überall im Spiel; sie verfolgt mit Argusaugen jeden neu auftauchenden Gedanken, jede neu gemachte Erfindung, jedes neu begonnene Werk und faßt mit raschem, kühnem Griffe zu, sobald auch nur ein kleiner Vortheil sich darbietet; das Projekt des Einen ruft ebenso rasch das eines Anderen hervor.

Unser Zelthotel war gegen alle Erwartung praktisch und bequem eingerichtet, so daß wir die Mittheilung, ein Zug gehe erst am Mittag des folgenden Tages ab, nicht allzuschwer nahmen. Wir betrachteten nach dem Essen den Bahnbau, welcher mit fabelhafter, echt amerikanischer Raschheit vorgenommen wurde. Das Legen der Schwellen auf dem niederen Damme, — wobei es mit Lage und Entfernung von einander nicht so gar genau genommen wurde —, gieng ebenso schnell vor sich, als nachher das Legen und Befestigen der Schienen. Man möchte überhaupt den Bahnbau in solch ebenen, flachen Gegenden, wo nur rechts und

links von der ausgesteckten Linie der Boden aufgepflügt, und nach der Mitte, vielfach mit Pferdekraft, zusammengeschafft wird, beinahe ein Kinderspiel nennen, wenn man unsere einheimischen württembergischen Verhältnisse in Betracht zieht. Zu Allem hin kann der Bahnkörper in schnurgerader Richtung durch diese freien Ländereien gelegt werden, und ist ein pünktliches, gewissenhaftes Abnivelliren und Ausführen der sonstigen Arbeiten gar nicht nöthig. Der Amerikaner ist schon daran gewöhnt, auf der Eisenbahn verrüttelt und verschüttelt zu werden, kennt also, so zu sagen, nichts Besseres und verlangt deßhalb auch nicht darnach (s. oben S. 23).

Der folgende Tag, der 18., war wieder ein Sonntag, zu unserem Glücke jedoch an diesem Platz, soweit ab von der civilisirten und christlichen Welt, noch nicht in seiner vollen Würde und Bedeutung anerkannt. Man konnte wenigstens zu trinken bekommen, und ein Zug sollte ja auch abgehen.

Wir waren eben an dem Ufer des Assiniboine, welcher nach dem anwohnenden Indianerstamm seinen Namen trägt und nach seiner Vereinigung mit dem Souris in den Winnipeg-See mündet, mit Sammeln von Steinen und Muscheln beschäftigt, als wir abgerufen wurden, da der Zug gehe. In Eile wurde das Gepäck zusammengerafft, die Rechnung bereinigt und der Zug bestiegen; statt eines Waggons erster Klasse stand uns jedoch nur ein offener Holz- und Schienentransportwagen zu Gebote, was uns natürlich gleichgültig war — wenn wir nur weiter kamen!

Der Zug fuhr ab in der Richtung nach Portage la Prärie, der ersten bedeutenderen Station auf der kanadischen Pacific-Eisenbahn gegen Osten zu, jener vielbesprochenen

Linie, welche den atlantischen mit dem stillen Ocean verbinden und durch einen kürzeren Weg und sonstige günstigere Verhältnisse in einen, jetzt schon als siegreich bezeichneten Konkurrenzkampf mit der Pacific-Eisenbahn der Vereinigten Staaten treten soll. Nach mehrmaligem kurzem Aufenthalt mußten wir mit den anderen Passagieren an einer Stelle mitten in der Prärie den Zug verlassen, da er nicht weiter gieng, sondern nach einigem Rangiren mit neuen Baumaterialien zurückfuhr. Es war etwa 1 Uhr Nachmittags. Wir sollten nun warten, bis ein zweiter Güterzug von Osten her gekommen, nach Brandon gefahren und von dort zurückgekehrt war. Wann dies der Fall sein werde, konnte Niemand mit Bestimmtheit sagen. Ueberhaupt kümmerte sich kein Mensch weiter um uns arme Passagiere, wir waren unserem Schicksal überlassen und mußten uns gewärtigen, erst am folgenden Tag von diesem traurigen, nur mit zwei Zelten und einer Bretterbude versehenen Erdenflecke wegzukommen. Ein weiterer schlimmer Punkt war, daß wir in diesen Zelten nur auf Unterkommen rechnen durften, wenn der Zug von Portage la Prärie her eintraf und die seit gestern schon wartenden Reisenden, welche jene Zelte größtentheils in Beschlag genommen hatten, nach Brandon mitnahm. Die Lage war wahrhaft kritisch und ein bestimmter Entschluß sehr schwer. Es bot sich allerdings eine Fahrgelegenheit dar, welche uns mehrere Meilen zurück, aber doch zu einem sicheren Unterkunftsort gebracht hätte. Sollten wir aber damit das Verfehlen jenes Zuges riskiren und unter Umständen am nächsten Tage wiederum an der Bahn kleben bleiben? Damit wäre die Annehmlichkeit einer Nachtruhe doch theuer erkauft gewesen — deßhalb: Muth, und ruhig abgewartet! Mit allerlei Allotrias, wie sie einem mitge-

gangenen und mitgefangenen amerikanischen Zahnarzte in den Sinn kamen, wurden die langsam schleichenden und bangen folgenden Stunden verkürzt, bis endlich um 5 Uhr Abends der heranbrausende Zug uns wenigstens einen Theil der Sorge abnahm. Der Zugführer versprach gegen 8 Uhr Abends zurück zu sein. Nun zog eine etwas fröhlichere Stimmung bei uns ein; wir setzten unsere Spiele fort und machten, als der kühle Abend hereinbrach, ein mächtiges Wärmfeuer aus verschiedenen an und auf der Bahn herumliegenden Holzmaterialien an. Andere Leute, in derselben Lage wie wir, gesellten sich zu uns, von welchen jedoch einige durch ihr unheimliches Aussehen und Gebahren eine minder angenehme Gesellschaft waren und uns veranlaßten, das Gepäck, welches nebenbei im Schatten der Nacht am Bahnkörper lag, zu uns zu nehmen. Ganz verdächtig war es, als die Kerls uns ihre Schnapsflasche anboten, und zum Glück bewirkte das energische Zurückweisen derselben ihre Entfernung. Sie merkten, was wir von ihnen hielten, und daß wir auf unserer Hut waren. Ich gestehe, daß ich damals den Knopf meiner Revolvertasche öffnete, — ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Jedenfalls schien das zerschnittene Gesicht des Einen sehr für das Erstere zu sprechen.

Doch — das Schicksal spielt uns Menschen oft komisch mit!

Als endlich zu unserer unsagbaren Freude gegen zehn Uhr die Lichter der Lokomotive in der Ferne erglänzten, sprangen wir auf, erfaßten unser Gepäck und erwarteten das Herankommen des Zuges. In den nächsten besten, offenstehenden und leeren Viehwagen wurde dasselbe hereingegeben; dann eilten wir in die Bretterhütte, um noch rasch einen kleinen Imbiß zu nehmen, was wir bis dahin ganz

vergessen hatten. Als dies besorgt war, fanden wir den Zug im Rangiren begriffen und in der Dunkelheit der Nacht unseren Wagen nicht mehr, so daß wir nicht wußten, ob er noch im Zuge war oder nicht. Wir verschafften uns eine Laterne, fanden ihn schließlich glücklich heraus, aber welch angenehme Ueberraschung wurde uns zu Theil: Beim Hineinleuchten mit der Laterne in den Wagen fiel der Schein auf mehrere Gestalten, darunter unser zweifelhafter Bekannter vom Feuer her mit seinem einladenden Gesichte! Zu unserer Beruhigung waren alle unsere Gepäckstücke vorhanden, welche wir denn möglichst sicher plazirten und theilweise zu einem Lager zusammenrichteten. Die Lampe wurde aufgehängt und, da die andere Gesellschaft ebenfalls Anstalten zum Niederliegen getroffen hatte, ein Schlaf versucht. Dieser stellte sich jedoch erst ein, als jene nach einigen Stunden den Wagen verlassen hatten und wir Alleinherrscher waren. Bald wiegten sich Alle in Morpheus Armen und waren nicht wenig verwundert, als wir uns, vom Führer geweckt, in tiefer Dunkelheit befanden. Nur langsam drang das richtige Bewußtsein über unseren augenblicklichen Aufenthalt in einem Viehwagen durch. Als Licht herbeigeschafft war — die Laterne im Wagen war ausgegangen — zeigte die Uhr 3 Uhr Morgens; wir befanden uns in Portage la Prärie. Es wurde beschlossen, ein unserem Führer bekanntes Hotel aufzusuchen, welches wir offen fanden; noch halb schlaftrunken wurden wir in verschiedene Zimmer untergebracht. Das Gepäck hatten wir, wieder einmal auf gut Glück, im Wagen gelassen auf die Versicherung des Stationsbeamten hin, daß es daselbst ganz sicher sei. In die Stadt mitschleppen hätten wir es bei Nacht

und Nebel doch nicht können und ein Fuhrwerk war um diese Stunde nicht zu haben.

Die Freude, wieder in einem guten Bette geschlafen zu haben, in einer Stadt uns umsehen und mit dem nächsten Zuge in Winnipeg wieder eintreffen zu können, wurde sehr getrübt durch die schmerzliche Entdeckung des einen von uns, daß sich seine Brieftasche mit werthvollen Papieren, Reisebilleten für Bahn und Dampfschiff und 25 Dollars nicht mehr vorfand. Er hatte mit einem Fremden zusammen in einem Zimmer geschlafen, derselbe war früh aufgestanden, hatte seine Kleider neben denen meines Reisegenossen an der Wand hängen gehabt, sich in Folge dessen dort zu schaffen gemacht und das Hotel verlassen, ohne daß ein Gepäckstück oder eine Kunde von ihm zurückgeblieben war. Der Verdacht, die Brieftasche könnte von diesem Fremden gestohlen sein, lag sehr nahe und wurde dem Wirthe mitgetheilt, welcher nach demselben zu fahnden versprach. Leicht konnte sie auch in dem Schlafwagen der letzten Nacht herausgefallen sein; ja es war nicht ausgeschlossen, daß sie sich bei dem Spielemachen am vorhergegangenen Nachmittag verloren hatte und zufällig vorher nicht vermißt wurde. Zum Glück kehrte der Fremde nach einigen Stunden in's Hotel zurück, was schon zu seinen Gunsten sprach, und versicherte hoch und theuer, nichts von der Brieftasche zu wissen. Auf der Station wurde jener Wagen nochmals durchgesucht, aber ohne Resultat. Einem anwesenden Polizeibeamten meldeten wir den Fall ebenfalls, und der Besitzer des Weiß-Wasser-See-Hauses, von welchem wir uns hier trennten, versprach, auf der Rückreise darnach fragen und zu seiner Herbeischaffung nach Kräften beitragen zu wollen. Er hielt Wort. Bei unserer Rückkehr nach Ottawa fanden wir die Tasche,

von jenem Herrn gesendet, im Hotel vor. Das Geld war natürlich fort. Damit war jedoch gleich von Anfang an gerechnet worden. —

Nach dreistündigem Warten auf dem Bahnhof im Angesicht eines großen Indianerlagers hatte sich um 2 Uhr der Zug nach Winnipeg in Bewegung gesetzt und Abends 8 Uhr stiegen wir daselbst im Hotel gleichen Namens ab, wo von Herrn Hespeler auf die telegraphische Meldung unserer Ankunft schon für Quartier gesorgt war. Unterwegs hatten wir einige Deutsche getroffen, welche von der Jagd mit großer Ausbeute an Enten, von vier oder fünferlei Gattung, nach Hause reisten und wovon einer, mit Namen Wagner, ein Landvermesser war, das Land in Folge dieser Thätigkeit sehr gut kannte und uns manchen interessanten Aufschluß über wichtige Fragen gab. Die Bahnlinie gieng an seinem Gute vorüber, und da der Zug lang anhaltend Nothsignale gegeben hatte, so befragten wir ihn über die Ursache. Es sei seine eigene Rinderherde gewesen, antwortete er, welche auf dem Bahndamm gestanden habe und vor dem Zuge hergaloppirt sei. Dies sei nichts Seltenes.

Wir hatten Abends noch Gelegenheit, einige verkommene Landsleute kennen zu lernen, sowie den Schweizer Delegirten, Herrn Hauswirth aus dem Simmenthal, welcher nachgekommen war und am anderen Tage dieselbe Reise in die Prärie unternahm, welche wir soeben beendigt hatten. Nachdem dieser Tag von uns zu Einkäufen in dem Laden der Hudsonsbay-Handels-Gesellschaft und in der hübschen städtischen Markthalle verwendet worden war, führte uns der Zug am 21. September Morgens 9 Uhr aus Winnipeg und Manitoba weg, in die Vereinigten Staaten hinein, wo wir bis Clyndon die Route gegen Chicago zu

verfolgten. Hier bogen wir ab, um mit der Northern-Pacific-Eisenbahn nach Duluth zu gelangen, einer Hafenstadt an der Südwestecke des Lac Superior. Von dort aus sollte der Landweg verlassen und über den Lac Superior und Huron jene Endstation der Grand Trunk Railway, Sarnia, erreicht werden. Der Plan, einmal den Wasserweg zu wählen, war schon in England gefaßt worden, da wir die Schönheiten dieser Reise zum Oefteren hatten preisen hören. Es sollte uns jedoch schlecht bekommen.

Wir durchschnitten, als wir am nächsten Morgen wach geworden, eine bewaldete, mit vielen, theilweise großen Sümpfen versehene Gegend, bis auf einmal der Zug mitten zwischen zwei Sümpfen zum Stehen gebracht wurde, da an der Maschine etwas gebrochen war. Es wurden von der nächsten Station telegraphisch Arbeiter bestellt, welche das Uebel wieder gutzumachen hatten. Nachdem das Landschaftsbild sich sehr vortheilhaft verändert hatte, gelangten wir in ein romantisches Thal, mit hohen Felswänden zu beiden Seiten und durchflossen von dem durch Humussubstanzen gelb gefärbten, biergleichen Wasser des St. Louis. Das Thal mündet in die Ebene des Oberen Sees ein, dessen seichte Ausbuchtungen auf dieser Seite streckenweise mit angeschwemmtem Gehölze ganz bedeckt waren und gerade nichts besonders Reizvolles darboten. Der Zug traf in Duluth Nachmittags 2 Uhr ein, und die Folge von jenem Aufenthalt war, daß unser Dampfboot schon auf hoher See steuerte und ihm nur noch wehmüthige Blicke nachgesandt werden konnten. Ich sage wehmüthige Blicke — gestehe ich es offen: sie waren mehr wüthend als wehmüthig und erhielten noch Verstärkung durch entsprechende Worte. Denn einmal wurde uns sogleich eröffnet, daß der nächste Dampfer erst

einige Tage später gehen werde, und zweitens, daß die Zeit hiefür in dieser Jahreszeit bei dem verminderten Verkehr nicht genau bestimmt werden könnte. Wir erkundigten uns überall, wo wir bestimmtere Antwort oder einen guten Rath bekommen zu können hofften. Alles umsonst! Wir fühlten uns wieder einmal in der Lage des „lackirten Europäers." Sollten wir unser Billet schwinden lassen und über Chicago fahren, oder sollten wir es umzuwechseln versuchen auf die amerikanische Dampferlinie? Im ersten Falle hätte es uns sehr viel gekostet, im zweiten nichts genützt, da doch ein Dampfer der kanadischen Linie zuerst eintraf. Der Zeitverlust war jedoch groß und wurde noch größer als wir gefürchtet, da der Dampfer bis Montag Morgen auf sich warten ließ und nicht vor Dienstag Abend in See gieng. Es wäre eine ordentliche Aufgabe gewesen, bei dem Gedanken an unsere sehr gespannte Zeit, die uns bis jetzt jeden Tag hatte ängstlich ausnützen lassen, gleichgültig zu bleiben. Zuerst machten wir uns durch Schimpfen Luft und später trat stumme Resignation ein.

Die ersten zwei Tage wurden durch einen Ausflug an das Ufer des Lac Superior und durch Spazierengehen in der Hauptstraße von Duluth ausgefüllt; dabei fügte es das Glück, daß wir mit Deutschen bekannt wurden und von Seiten dieser eine äußerst freundliche, entgegenkommende Behandlung und Aufnahme erfahren durften. Der Sonntag wurde in der Halle des dortigen Turnvereins hinter einem Glase Bier zugebracht im Kreise mehrerer Familien, denen wir uns anschlossen und auch am folgenden Montag einen vergnügten Nachmittag und Abend verdankten. Zufriedener als wir Anfangs geglaubt, verabschiedeten wir uns nach fünftägigem Aufenthalt (vom 22.—27. September) und ver-

ließen Duluth mit äußerst gemischten Gefühlen; denn in Anbetracht dieser unfreiwilligen Unterbrechung der Reise mußten wir schon damals eine Verlängerung unseres Aufenthalts in Kanada um acht Tage in Aussicht nehmen. Bei herrlichem Sonnenuntergang, welcher einen goldenen Schimmer über das terrassenförmig an der Anhöhe sich hinaufziehende Duluth ausgoß, wurden die Anker gelichtet und in Kurzem schwebte die Ontario — dies war der Name des Schiffes — auf hoher See. Die Einrichtung dieses Salondampfers war eine bequeme und angenehme, namentlich hatten die Kabinen den Vorzug einer größeren Bettstelle und Fensteröffnung. In der Mitte des Schiffes zog sich der Salon und Speisesaal hin, woran sich rechts und links die Kabinen reihten. Die Küche ließ auch nichts zu wünschen übrig; um so mehr das Betragen der Mannschaft und die Reinlichkeit. Wir erschraken nicht wenig, als am frühen Morgen um 6 Uhr an die Thüre unserer Kabine mit Fäusten angepoltert wurde unter dem Rufe: Breakfast (Frühstück)! Das war denn doch etwas bunt, so früh und unter solchem Lärmen aus dem Bette geholt zu werden; stand man nicht sogleich da, so wurde dieses Manöver wiederholt. Unsere mißbilligenden Mienen über eine solch unfeine Sitte wirkten nicht in gewünschter Weise. Im Gegentheil! es machte den Kellnern sichtlich Vergnügen, unsern unzweideutigen Aerger hervorrufen und beobachten zu können. Die Bedienung bei Tisch war deßgleichen nicht so coulant und prompt, wie auf dem Oceandampfer, und dann, was soll ich beim Vergleich der Reinlichkeit zwischen beiden sagen? Es war beinahe wie Tag und Nacht, so daß wir wenig Gelegenheit und Veranlassung hatten, in das oft gelesene und gehörte Lob über die amerikanischen Salondampfer miteinzustimmen.

Man hätte dies in Stiefeln, welche 4—5 Tage nicht gewichst wurden, auch nicht gut fertig gebracht, selbst wenn man gewollt hätte.

Die Gegend entschädigte uns dafür! Die kanadische Dampferlinie führte uns im Norden des Sees dahin zwischen prächtigen Inseln hindurch; diese waren theilweise ziemlich flach und mit Gebüsch bewachsen, theilweise mit hochansteigenden, wildromantischen Felspartien versehen, deren Höhen mit dichten Urwäldern gekrönt waren. Besonders lieblich war die Gegend in der Nähe der Silberinsel, welche mit vielen anderen eine malerische Inselgruppe darstellt. Leider hielt das Boot nur kurze Zeit an, sonst hätten wir versucht, in dieses reichhaltige, unterseeische Silberbergwerk einzudringen. So mußten wir uns mit seinem äußeren Anblick begnügen, welcher bei der Silberinsel selbst am wenigsten befriedigte, da nur ein paar Häuser mit Dampfkamin auf dem kleinen Eiland sich darboten. Die Durchfahrt in den Huronsee, im Anfang vermittelt durch zwei Schleußen, dann durch den St. Mary-Fluß, bot ein nicht weniger interessantes Panorama durch starkes Vor- und Zurückspringen des zum Theil besiedelten, in der Hauptsache bewaldeten Ufers, durch eine Unzahl der beinahe an künstlerisches Schaffen erinnernden kleinen Inselchen, mit ihrem niederen Gras- und Buschwerk, da eine üppige Vegetation auf dem anstehenden Gesteine nicht zur Entwicklung gelangen konnte, endlich durch eine große Menge von Fahrzeugen, welchen wir begegneten oder im still übereingekommenen Wettlauf einen Vorsprung abgewannen. Am letzten Tage fuhren wir zur rechten Hand an einer Landstrecke im Staate Michigan vorüber, woselbst im vergangenen Sommer ein großes Feuer auf einer Strecke von 100 englischen Meilen gehaust und das Eigenthum von

15 000 Anwohnern zu Grunde gerichtet hatte. Die Sonne stand schon tief im Westen, als wir in Sarnia am Abend des 1. Oktober anlangten.

Unser Führer, Herr Oelschläger, hatte uns von Winnipeg aus nicht zurückbegleitet aus verschiedenen Gründen: einmal eilte er sehr nach Hause wegen dringender Geschäfte, dann war sein Koffer, welcher entweder in Chicago oder Sarnia liegen geblieben, zu reklamiren, und drittens scheute er sehr vor der Tour über die Seen zurück, da diese als sehr heimtückisch bekannt und ihm aus früheren Zeiten noch in schlimmer Erinnerung standen. Wir hatten allerdings zwei Tage lang stürmisches Wetter und waren nahe an der Seekrankheit, gegen welche wir mit dem Stolze eines Oceanfahrers ankämpften. Bekanntlich bringen aber größere Landseen Manchen zu Fall, welcher den Ocean mit Glück überschritten hat.

Zunächst sollten wir nun mit Herrn Oelschläger an seinem Wohnorte Berlin, in der Provinz Ontario, zusammentreffen. Wir zeigten ihm telegraphisch unsere Ankunft mit dem Nachtzuge an, fanden in Folge dessen trotz der frühen Morgenstunde einen Omnibus an der Station vor, welcher uns an dem Commercial-Hotel absetzte, und verschafften uns vermittelst der vernehmbaren Faust- und Stockschläge des herbeikommenden Nachtwächters Einlaß. Nach einem gesunden, kräftigen Schlafe wachten wir in bester Stimmung auf; wir wußten ja aus dem Munde unseres Führers, daß wir uns in einer beinahe ganz deutschen Stadt befanden.

Mit strahlendem Gesichte empfieng uns Herr Oelschläger im Korridor, als wir uns zum Frühstück begeben wollten, und erzählte uns, in welchen Aengsten er um uns geschwebt sei, insbesondere während des herrschenden Sturmes, wie

er beinahe krank geworden und erst durch unser Telegramm wieder zu freierem Athmen gelangt sei. Der Arme! es wäre ihm natürlich peinlich gewesen, möglicherweise schlecht bekommen, wenn seinen Schutzbefohlenen, von denen er sich aus Angst vor der Seekrankheit getrennt hatte, unterwegs ein Unfall zugestoßen wäre. Nun war er wieder guter Dinge, und anerkennend muß erwähnt werden, in welch aufopfernder Weise er und seine Familie, sowie viele andere dort ansäßige Deutsche bemüht waren, uns einige recht vergnügte Tage in der verschiedensten Weise zu bereiten. Hauptsächlich sei eines Parlamentsmitgliedes, des Herrn Kranz, dessen Kompagnon Herr Oelschläger war, in dankbarster Weise gedacht. Er lud uns aus Anlaß einer Ausstellung in Wellesley zu einer Fahrt in der Umgegend von Berlin ein und besuchte hiebei die Plätze Waterloo, Heidelberg, Skt. Clemens, Bromberg, Wellesley, Philippsburg, Baden und Petersburg. Schon diese Namen lassen auf das Ueberwiegen des deutschen Elementes in jener Gegend schließen und muthen den Neuling aus Altdeutschland ganz heimatlich an.

Sowohl die Rundfahrt als auch die Ausstellung gaben uns ein Bild von den landwirthschaftlichen und landschaftlichen Verhältnissen jenes Theiles von Ontario und nöthigten zu dem Schlusse, daß Boden und Klima sehr günstig für die Vegetation seien und der Landbau schon eine gewisse Stufe erreicht habe, um welche viele Gegenden Deutschlands jenes Land nur beneiden können (siehe II. Theil). Ebenso wurden wir nach Guelph zu der dortigen landwirthschaftlichen Lehranstalt geführt, welche daselbst seit einigen Jahren aufgeblüht ist. Sowohl die Tendenzen als die Einrichtungen dieses Instituts mußten das Wohlgefallen selbst von Nichtsachverständigen wach rufen, und mit größtem

Interesse nahmen wir als Fachleute unter gütiger Führung des Direktors und sonstiger Angestellten Einsicht von Allem in Haus und Hof (siehe II. Theil). Nachdem wir ganz gegen alle Berechnung uns auf diese Weise in und um Berlin bis zum 6. Oktober ausgezeichnet amüsirt hatten, trat an diesem Tag eine neue Frage zur Entscheidung an uns heran. Die Provinzialregierung von Ontario, von unserer Rückkunft aus Manitoba unterrichtet, hatte telegraphisch durch den Bürgermeister von Berlin bei uns anfragen lassen, ob wir nicht zu einer kurzen Tour in der Provinz Ontario Lust hätten, da auch hier noch viel freies Land zum Ansiedeln vorhanden und viel besiedeltes Land wieder verkäuflich sei. Auf unsere Annahme der Einladung erschienen zwei Abgesandte der Regierung, um mit uns zu verhandeln. Bei der vorangeschrittenen Zeit konnten wir uns nur zu einem kürzeren Ausflug von Toronto aus in die nächsten deutschen Settlements verstehen, nachdem zuvor noch der Niagara besucht war. Dies wurde vereinbart und am kommenden Tag durch eine kalte Morgenfahrt auf die Bahnstation Preston, in Begleitung des Herrn Pastor Türk, in Scene gesetzt.

Durch eine hübsche Gegend gelangten wir über Hamilton nach Suspension Bridge. Mit einem Wagen ließen wir uns nach dem Falle bringen und befanden uns bald in seinem Bereich. Auf der gegenüber liegenden Anhöhe, 172 Fuß über dem Wasser, welches in der 12 000 m langen Schlucht ziemlich ruhig dahinläuft und sich nachher in den Ontario-See ergießt, treten zuerst die Mühlenfälle in Sicht; bald hierauf der amerikanische und schließlich getrennt durch die Iris-Insel der kanadische Fall oder Pferdehuf-Fall, so daß man nun den ganzen Fall in einer Ausdehnung von

700 m vor sich hat. Die Schlucht ist nach den vorliegenden Beobachtungen durch das Rückwärtsrücken der Fälle von Queenstown her (durchschnittlich 0,33 m per Jahr) in einem Zeitraum von 36 000 Jahren durch die Wassermassen in Folge günstiger geognostischer Verhältnisse ausgewühlt worden. Ein feiner, leichter Sprühregen, durch den Wind vom Fall herübergetragen, empfieng uns auf ziemliche Entfernung; in einer etwa 12—15 m hohen Staubwolke erhob sich bäumend das herabgestürzte Element über den oberen Rand des Falles, um ebenso rasch machtlos in sich selbst zusammenzusinken — ein Auf- und Abwogen, wie es schöner kaum gedacht werden kann. Rechts und links hievon wälzten sich endlose Wassermassen in dichtem, ununterbrochenem Strahl über die obere Kante hinweg und bildeten eine hellglänzende, Leben besitzende Wand, weiß wie ein faltiges Tischtuch und unten begrenzt von einem schäumenden, brausenden Gischt, welcher wie ein Wall den Fuß des Falles umgab. Weithin sah man noch die erregten Wogen, von Schaum bedeckt, übermüthig dahinrollen, bis sie endlich sich besänftigend und ebenso glatt und ruhig, als hätten sie ihren Weg bisher ohne alle Störung in ebener Bahn zurückgelegt, dem Ontario-See zueilten.

Wir blieben für's Erste auf kanadischer Seite, den Blick unverwandt auf den Fall gerichtet, der entsprechend unserem Näherkommen einen immer großartigeren, überwältigenderen Eindruck machte. Ein herrlicher Regenbogen, über denselben hin ausgespannt, verlieh dem Ganzen ein magisches Aussehen und mußte uns entschädigen für die elektrische Abendbeleuchtung, welche wir nicht abwarten konnten. Nachdem wir an dem Punkte des Falles selbst vorüber waren, entdeckte das Auge weit sich hinaufziehende Stromschnellen und

kleinere Wasserfälle in dem stark sich ausbreitenden Flußbette, dessen Romantik noch erhöht wurde durch eine Menge von Inseln in der Nähe des Landes; sie stellten, durch Brücken miteinander verbunden, parkartige Anlagen dar. Am Ende dieser Anlagen wurden wir zu einer Quelle geleitet, welche eine große Menge Schwefelwasserstoff abscheidet und dadurch Anlaß zu verschiedenen Experimenten und zum Einfordern eines Trinkgeldes gibt.

Zu dem Fall zurückgekehrt, ließen wir den Wagen allein über die Hängebrücke auf die amerikanische Seite hinüberfahren und begaben uns einige hundert Schritte unterhalb des Falles an das Ufer, um uns mit dem Kahn übersetzen zu lassen, wobei uns auf der rechten Seite der Anblick des Falles, auf der linken Seite der der Hängebrücke zu Theil wurde. In einer Höhe von 70 m steht diese mit einem Pfeiler auf kanadischem, mit dem anderen auf amerikanischem Gebiete und überspannt eine Breite von etwa 400 m, ein Meisterwerk in seiner Art.

Auf dem anderen Ufer angelangt, betraten wir zunächst ein Gelaß, von dem aus der Gang hinter den Fall möglich ist; wir verzichteten darauf und ließen uns vermittelst eines Aufzuges auf schiefer Ebene nach oben befördern, wo wir den amerikanischen Fall beaugenscheinigen konnten, welcher jedoch nicht das Großartige des kanadischen darbietet. Nur zu früh mußten wir uns von diesem fesselnden Schauspiel trennen, um bei Zeiten noch den Zug nach Toronto zu erreichen, und verließen die Niagara-Fälle mit dem Wunsche, es möchte das Projekt, aus der Umgebung desselben auf beiden Seiten eine großartige Parkanlage zu schaffen, zum Frommen des Publikums in kürzester Frist zur Ausführung gelangen und dadurch ein gut Theil der widerlichen Privat-

spekulationen hoffentlich entfernt und abgeschnitten werden. Der Rath, den Geldbeutel der Bequemlichkeit halber lieber von Anfang an in der Hand zu behalten, dürfte die Zustimmung von Jedem erhalten, welcher einmal dort gewesen; ebenso hätte die Entrüstung der Amerikaner über das klägliche Trinkgeldgebettel in Europa wahrhaftig Gelegenheit genug, an diesem Flecke ihres eigenen Grund und Bodens sich Luft zu schaffen.

Mehr zu sagen über die Fälle bei den vielfach vorliegenden, genauen Beschreibungen ist wohl nicht räthlich, obgleich der Stoff zu stundenlangem Erzählen vorhanden wäre. Was jedoch die Feder von geistvollen, berühmten Männern dem Auge der Mitmenschen malend, skizzirend und beschreibend schon berichtet hat, bleibt besser von ungeübter Hand unberührt.

Der Abendzug brachte uns nach Toronto, wo wir von Herrn Kormann und Herrn Spence, dem Chef des Einwanderungsbureaus, am Bahnhof abgeholt und nach dem Hotel Walker geleitet wurden. Tags darauf, am 7. Oktober, wurde die Fahrt auf das Land mit der Eisenbahn gegen Nord-Westen eingeleitet und von Arthour aus per Wagen in das Township gleichen Namens fortgesetzt. Wir hielten an mehreren Farmen und gelangten spät Abends nach Mount Forest, wo wir übernachteten. Am folgenden Morgen fuhren wir per Bahn nach Harriston im Township Mint, um eine Käsefabrik zu besichtigen. Ihre Einrichtung war nur für den Sommer berechnet und dadurch die Bauart etwas leicht und einfach. Zu demselben Zweck benützten wir einen späteren Zug, um über Mildmay im Township Carrik Walkerton zu erreichen, wo eine ähnliche Käsefabrik sich befand. Die Unternehmer waren beidemal keine Deutsche, welche sich

hiezu nur selten verstehen und das Verarbeiten der Milch zu Hause vorziehen sollen. Es hat dies sein Für und Wider (siehe II. Theil). Der letzte Zug brachte uns nach Mildmay zurück, wo wir viele Deutsche kennen lernten, zumal bei einer Rundfahrt über Karlsruhe am folgenden Sonntag. Es war eine Fahrt ähnlich der mit Herrn Kranz, nur daß die land-wirthschaftlichen Verhältnisse weit nicht den Stand zeigten wie im Kanton Waterloo.

Eine gewisse Genugthuung fand unser patriotisches Gefühl in beiden Fällen darin, daß der Fleiß, die Ausdauer und der ehrliche, biedere deutsche Sinn unsere Landsleute überall in den Ruf von guten Ansiedlern gebracht hatte, zwischen welchen Engländer oder Irländer sich nicht sehr wohl fühlen und gewöhnlich nicht lange ausharren; diese sollen nach einigen Jahren, wenn das Land höhere Ansprüche an die Arbeitsamkeit und Intelligenz des Farmers macht, stehen bleiben, wenn nicht zurückkommen, und in Folge dessen selbst mit Verlust wegzukommen streben. Ohne unseren Landsleuten schmeicheln zu wollen, müssen wir einräumen, daß in Wahrheit ihre Sache, wie man zu sagen pflegt, „einen anderen Schlag hat.“ Schon die Fencen (Umzäunungen), dann der Stand der Gras- und Weideländereien, der Bau der Aecker, die Obstbaumpflanzungen um die sauberen Häuser, endlich das Innere derselben — dies Alles trug ein besseres Aussehen und ließ uns ohne Bedenken die Berichte annehmen, welche sie uns gaben, und den gegenseitigen Versicherungen über den Nachbar Glauben schenken, daß er mit Wenig oder Nichts oder mit Schulden vor 20 bis 30 Jahren angefangen habe und nun „seine bis 50 000 Dollars werth sei!“ (s. II. Theil.)

Nachdem wir auch hier, wie schon früher, mit Gevatter

Schuster und Schneider nach amerikanischer Manier rasch eine ehrlich gemeinte Freundschaft geschlossen hatten, welche bei Vielen vom ersten Bekanntwerden an durch den ungenirten Gebrauch des Wörtchens „Du" besiegelt wurde, brachte uns die Bahn am 10. Oktober über Guelph nach Toronto zurück, wo wir uns auf das Ministerium begaben, von dort das Bureau von Herrn Spence, welcher uns in Walkerton verlassen hatte, aufsuchten, und daselbst zu unserem Schrecken den Ueberfall eines mehr als neugierigen Reporters auszuhalten hatten.

Mittags traf Herr Kranz von Berlin ein, um einer früheren Verabredung gemäß mit uns nach Ottawa auf das Ministerium als Dolmetscher zu gehen. Wir hatten an ihm und Herrn Kormann treffliche Führer durch Toronto, welches sich Montreal würdig an die Seite stellt. Nachts 10 Uhr stiegen wir in den durchgehenden Zug nach Ottawa ein, welches wir Morgens 8 Uhr erreichten. Auf dem Ministerium gaben wir einen kurzen mündlichen Bericht ab über den Befund unserer Beobachtungen und Erfahrungen, worauf noch weitere geschäftliche Fragen geordnet und ein Besuch in dem Mineralienkabinet abgestattet wurden. Abends hatten wir nochmals die Ehre, bei Minister Pope zu Tische geladen zu sein, und fuhren am kommenden Tage direkt nach Montreal. Damit verzichteten wir auf eine Exkursion in eine nahe Phosphatmine sowie an den Fundort des in geologischen Kreisen wohlbekannten Eozoon canadense; erstens war das Wetter zu schlecht, und dann sollte zu beidem mehr Zeit erforderlich sein, als uns zur Disposition stand, da wir nochmals Aufenthalt in Montreal zu einem Besuche bei dem deutschen Konsul Munderloh nehmen wollten; dies ließ sich im Interesse der ganzen Sache nicht umgehen.

Als wir am Morgen des 13. Oktobers in seine Office eintraten, fanden wir ihn glücklicher Weise an und lernten in ihm einen Mann kennen, welcher nach den verschiedensten Richtungen hin als Mensch und Deutscher sein Vaterland auf's Beste zu vertreten weiß. Seine natürliche Freundlichkeit, seine Geschäftskenntniß und -Uebung, sowie seine Ruhe halfen uns rasch über einige nothwendige Besorgungen weg, welche vor unserer Abreise bereinigt werden mußten. Mit unseren Ansichten über Manitoba und dessen theilweiser Kolonisirung mit Deutschen fanden wir Munderlohs volle Zustimmung, was uns nicht wenig zur Beruhigung gereichte, indem er während eines dreißigjährigen Aufenthaltes in Kanada und insbesondere in letzter Zeit, seitdem die deutsche Regierung einen genauen Bericht über Kanada von ihm eingefordert hatte, mit dieser Frage sich schon vielfach beschäftigt hatte.

Wiederum mit dem Nachtzug gieng es am 13. Abends weiter dem Ende der Reise auf kanadischem Boden zu: nach Quebec, woselbst wir glücklich am folgenden Morgen eintrafen. Mit dem Omnibus gelangten wir in das St. Louis-Hotel oben am Gipfel der Stadt, von wo aus man in Kurzem die Burg mit ihrer geringfügigen Besatzung von etwa 160 Mann und einer großen Anzahl alter Geschütze und Geschütztheile erreicht. Der Blick auf die untenliegende Stadt, den Lorenzo und das gegenüberliegende Ufer ist um so lohnender.

Wir suchten Mr. Stafford auf, welcher mit Freuden uns begrüßte und nach einer längeren Unterhaltung über unsere Reiseerlebnisse Hut und Stock nahm, um uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen (Universität mit Gemälde- und naturwissenschaftlichen Sammlungen, Kathe-

drale, Altarbild von van Dyk u. s. w.); zugleich machten wir in einem Laden, wie schon früher in ähnlichen Verkaufs-lokalen, Einkäufe von verschiedenen Indianer-Gegenständen und -Waffen, Flecht- und Perlenarbeiten, welche von dem Kunstsinn dieses Naturvolkes eklatante Beweise liefern, nicht nur was Handfertigkeit, sondern auch was Bereitung, Auswahl und Zusammenstellung der Farben anbelangt.

Nachmittags holte uns Mr. Stafford zu einer Fahrt in ein nahes Indianerdorf mit zwei Wagen im Hotel ab. Durch eine hübsche Gegend fuhren wir im Halbkreis um Quebec herum und trafen in jenem Dorfe, was wir erwartet hatten, — nicht. Wir glaubten reinen Indianer-physiognomien gegenüberzutreten und siehe da, die meisten erinnerten ebensosehr an die Herkunft von Indianern als an die von Weißen. Sie sprachen geläufig französisch, weniger gut englisch und dokumentirten dadurch ihre Abstammung aus Mischehen von Franzosen und Indianern. Sie waren vollständig ansässig und beschäftigten sich damals zum Theil im Freien mit dem Gerben und Trocknen von Büffelhäuten; andere trafen wir zu Hause in Arbeit mit der Anfertigung von Schneeschuhen und Moccasins.

Der 15. Oktober, der Tag der Abfahrt von Quebec, hieß uns Abschied nehmen von der neuen Welt mit ihren Wundern, Freuden und Leiden. Der Dampfer Peruvian von der Allan Line, unter Befehl von Kapitän Ritchie, lag reisefertig im Lorenzo und wartete der Passagiere. In bunter Aufeinanderfolge, mit den verschiedensten Gepäck-stücken beladen, fanden sich dieselben unter den kritischen Blicken der schon Anwesenden zu Fuß und zu Wagen ein. Darunter auch wir. Das Gepäck wurde in die nahe der Maschine liegende Kabine gebracht und dann, auf Deck

hin- und hergehend und mit der Betrachtung der künftigen Reisegefährten beschäftigt, das Zeichen zur Abfahrt erwartet. Mr. Stafford fand sich an Bord ein und hatte die Güte, uns dem Kapitän vorzustellen und seiner Fürsorge anzuempfehlen, worauf wir uns mit herzlichem Händedruck von diesem echten Biedermanne trennten.

Nachdem noch ein kleiner Flußdampfer viele Passagiere von Montreal gebracht, wurden die Anker gelichtet und das Schiff steuerte auf die Mitte des Flusses zu, um, an dem weithin sichtbaren Montmorency-Fall vorüber, in raschem Lauf den Lorenzo hinunter zu schwimmen. Es war etwas kleiner als der Circassian, stimmte aber in den Einrichtungen so ziemlich mit diesem überein. Die Mannschaft zeigte ein gemessenes, taktvolles Auftreten und der Kapitän behandelte uns stets in zuvorkommenster Weise. Das Zusammenleben d. h. das Sich-Finden von sinnverwandten Naturen, das Hervortreten des abgeschlossenen, sich selbst genügenden Wesens des Einen, sowie der unterhaltungsuchenden, gesellschaftlichen Seele des Anderen hatte sich während der herrlichen Fahrt auf dem Lorenzo trotz des etwas zweifelhaften Himmels schon in erfreulichster Weise entwickelt, als das Wetter in vollstem Maße einen Strich durch diese guten Aussichten auf angenehme Fahrt machte.

Ein kleiner Regenschauer mit etwas Schnee vermengt hatte unsere Abfahrt von Quebec an Stelle des früheren Sonnenscheines begleitet; die Spitzen einzelner höherer Berge hatten selbst eine weiße Kappe übergezogen, so daß die fröstelnde Temperatur erklärlich war. Dazu erhob sich nach dem zweiten Tag ein scharfer Wind und gab uns eine kleine Vorahnung von dem, was kommen sollte. War man im Gedanken an die Stürme des Spätjahres schon etwas zag-

hafter an Bord gegangen, als bei der Herfahrt, so veranlaßten diese Präliminarien einer stürmischen Seefahrt sehr bald die Frage der Kabinengenossen: Sind Sie zur Seekrankheit geneigt? Durch verspätete Bestellung unserer Plätze auf dem Peruvian hatte das Schicksal uns vier Deutsche getrennt und je mit einem Engländer zusammengeführt. Trotzdem, daß wir in der Hoffnung, ein Zusammenkommen bewirken zu können, heilig und theuer versicherten, wir werden sehr bedeutend seekrank werden, gelang dies nur für zwei. Die Anderen, darunter ich, mußten bleiben, wo sie waren.

Vom dritten Tag an erhob sich der Wind mit heftiger Gewalt und versetzte das Schiff in starke Schwankungen. Gleich die erste Welle, welche sich über das Verdeck hereinstürzte, rief eine komische Scene hervor. Auf seiner Büffeldecke ausgestreckt lag einer von uns auf dem Deck hinter dem Maschinenhäuschen, gemüthlich rauchend. Plötzlich sah man ihn auf der Büffeldecke sitzend über das Deck herunterfahren in das Tauwerk hinein, wo er nicht wissend, wie ihm geschehen, von dem nachstürzenden Wasserschwall übergossen wurde. Schallendes Gelächter begrüßte unseren kühnen Seefahrer, als er sich erhob.

Aehnliche kleinere Vorkommnisse spielten sich von nun an täglich ab. Das Gehen auf Deck, dessen Werth wir auf der Herfahrt eingesehen hatten, wurde sehr erschwert und rief mehr und mehr die Bewegungen eines Berauschten hervor. Insbesondere war es ein ganz eigenthümliches Gefühl bei den Schwankungen von vor- nach rückwärts, wodurch man sich gegen alle Erwartung zum Bergauf- oder Bergabsteigen genöthigt sah. Doch die Uebung machte auch hierin zum Meister. — Schrecklich war das Getöse während der

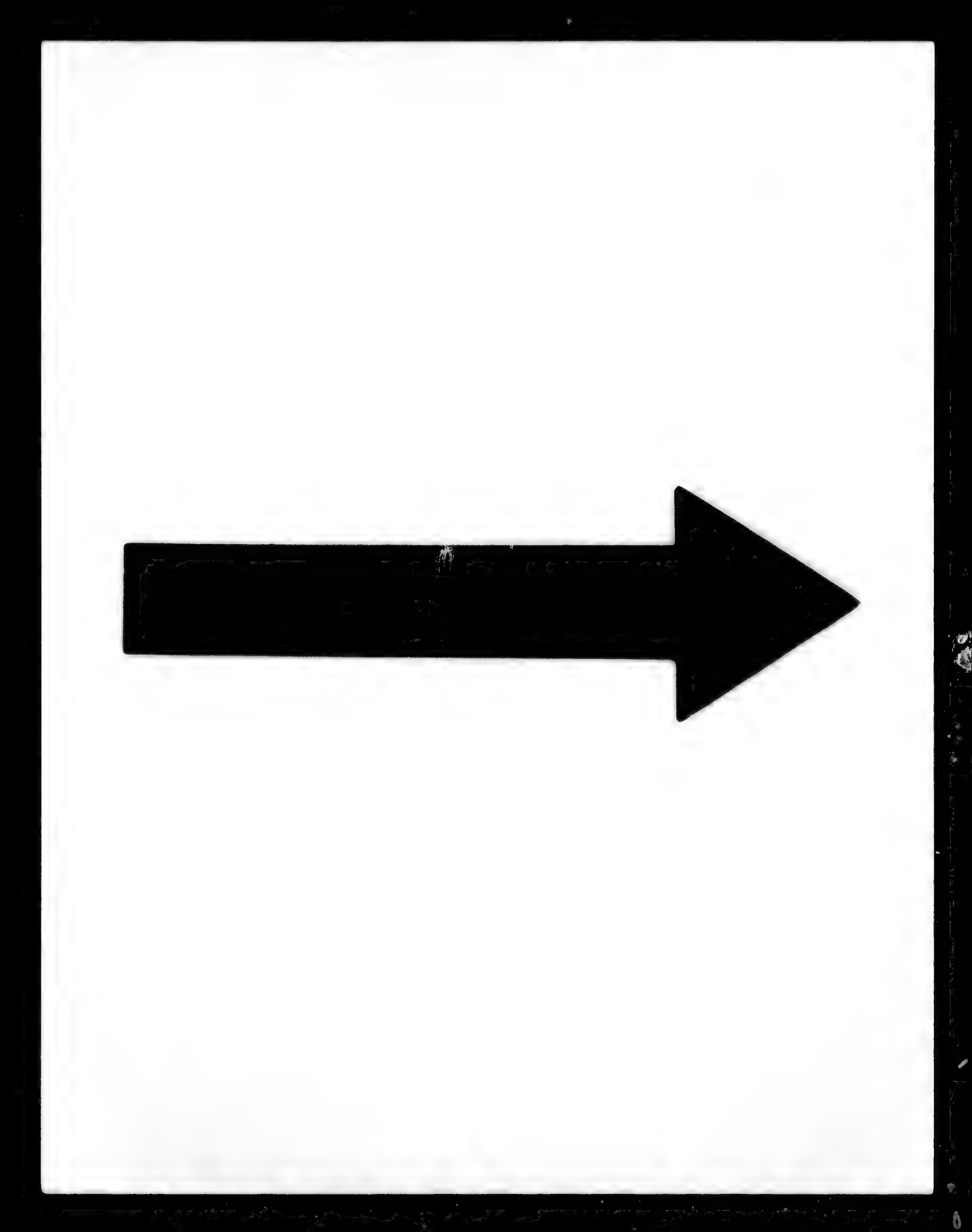
vierten Nacht, in welcher der Sturm zum Orkan wurde; einige Wellen stürzten die Kajütentreppe herunter und ergoßen sich in den Gang; die Maschine stöhnte und ächzte, wenn das Schiff von einem Wellenberg erfaßt wurde, um desto rascher und rasselnder beim Hinabstürzen in die Tiefe zu arbeiten. Das Liegen in dem Bett erforderte ein Anstemmen hinten und vorn und das Ankleiden Morgens mußte äußerst vorsichtig und kunstreich vorgenommen werden. Das Gehen auf dem nassen Verdeck war unmöglich und nur durch krampfhaftes Festhalten an Stangen und Seilen ein Verweilen an Deck denkbar. Selbst die Matrosen bedienten sich derselben.

Auch der Speisesaal konnte von seinen Erlebnissen in diesen Tagen erzählen.

Mit großer Anstrengung wurden vom Kellner die Speisen aufgetragen und vom Passagier zum Munde geführt; balancirend mußten Teller und Tassen gehalten werden, um den Inhalt nicht herausfließen zu lassen; bald klirrte es hier, bald dort. Kam plötzlich ein heftiger Stoß, so fiel Alles übereinander, was nicht vorsichtig an die Schutzbretter auf dem Tische angelehnt war.

Im Ganzen war eine bedenkliche Leere zu bemerken; abwechslungsweise fehlte heute dieser, morgen jener bei Tisch; die Gesichtsfarbe gieng oft rasch in eine bedenkliche Blässe über und veranlaßte einen jähen Rückzug aus dem Speisesaal. Der Unglückliche verschwand für kürzere oder längere Zeit von der Bildfläche.

Drei von uns kamen mit einem ein- bis zweitägigen Uebelbefinden sehr glimpflich davon. Nur einer mußte kapituliren; ein anderer trug dagegen den Sieg über sämmtliche Passagiere davon, indem er selbst an dem schlimmsten Sturm-



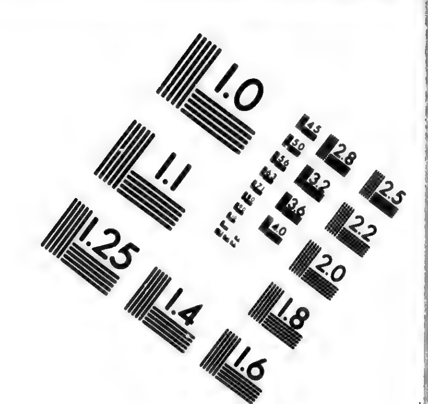
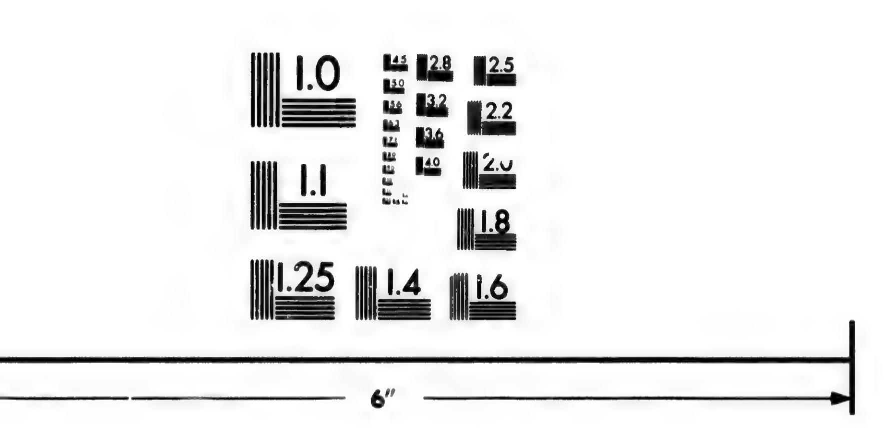
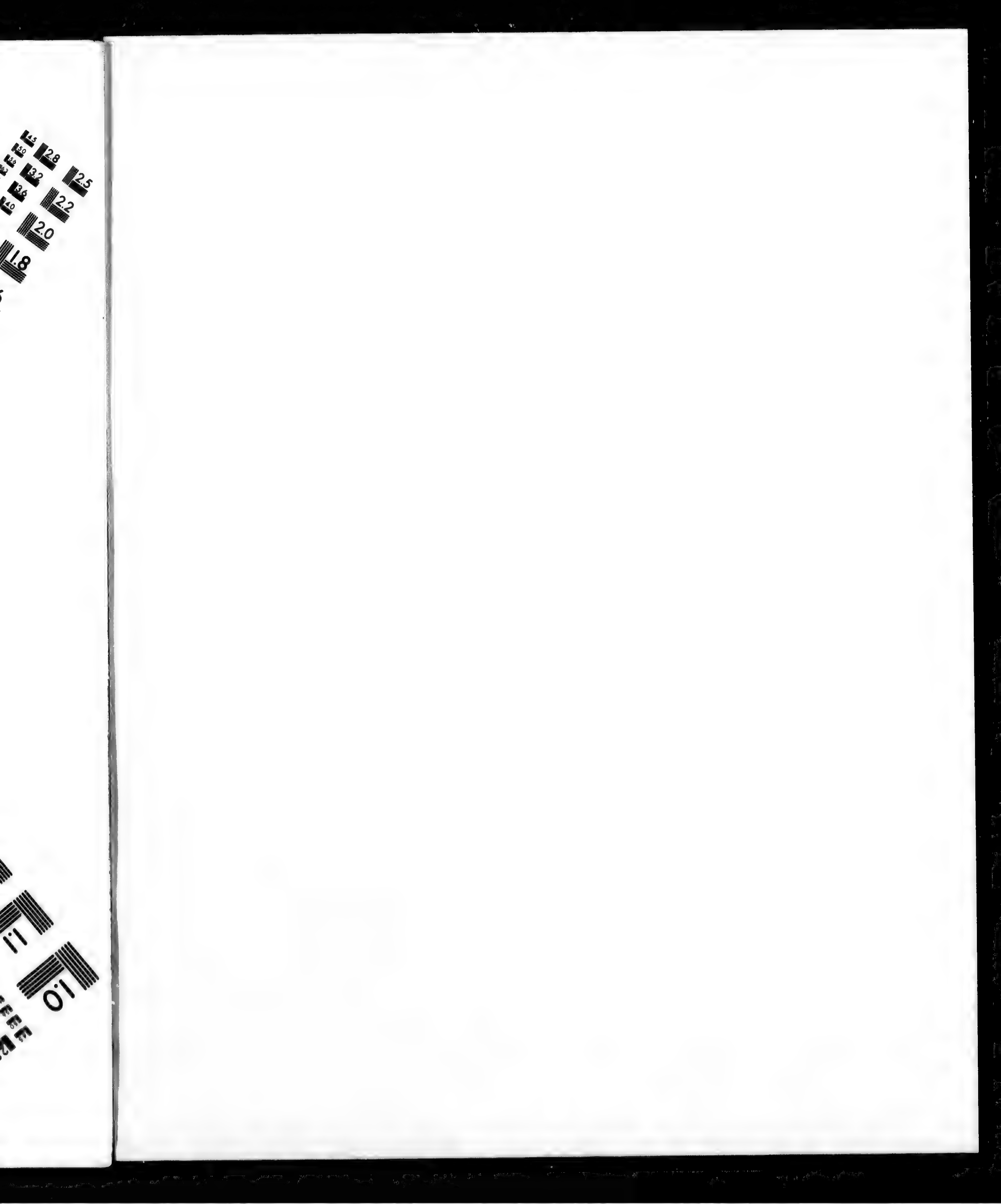


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)





tage an Deck sich zeigte und kühn dem Unwetter Trotz zu bieten vermochte. Wir erwarben uns durch das unerschrockene Verhalten während dieser Periode die Anerkennung der Mitreisenden in vollem Maße, da von uns Deutschen etwas ganz Anderes erwartet worden war.

Der 25. Oktober brach an und gewährte uns zum erstenmal wieder den Anblick einer ruhigen See. Verschiedene stark angegriffene Gesichter tauchten an Deck wieder auf, man sah da und dort Vorbereitungen zum Verlassen des Schiffes treffen und erreichte gegen Mittag wiederum Moville, von wo aus an prächtigen Felspartien vorüber rasch der englischen Küste zugesteuert wurde. Am 26. Morgens hatten wir uns derselben, so weit es der Wasserstand erlaubte, genähert, konnten jedoch erst nach mehreren Stunden Zuwartens nach Liverpool einfahren.

Es ist wohl überflüssig, unser Gefühl zu beschreiben, welches wir beim Betreten des europäischen Festlandes empfanden. Gar Vieles lag hinter uns, welches durch das Eigenartige und Großartige, durch das Interessante und Wunderbare der neuen Welt unseren Gesichtskreis in unerwartetem Maße erweitert hatte. Wir waren bekannt geworden mit so manchen Licht- und Schattenseiten des viel besprochenen Amerika, wir hatten die Annehmlichkeiten und Fährlichkeiten einer langen Reise in einen fremden Welttheil kennen gelernt und brannten nun vor Begierde, in der Heimat zu erzählen. Unser Aufenthalt in England wurde daher aufs Aeußerste beschränkt und am 28. Oktober erreichten wir wiederum den Ausgangspunkt unserer Reise: Stuttgart.

Reisebericht.

1) Land und Leute.

Kanada ist ein britisches Kolonialland in Nordamerika, nördlich der Union und der großen Seen gelegen. Es umfaßt 9,099 289 qkm mit über 4 Millionen Einwohnern, darunter 200 000 Deutsche.

Von diesem ungeheuren, Europa an Größe beinahe gleichkommenden Landkomplexe ist nur der südöstliche, im Gebiete des Lorenzostromes gelegene Theil von Weißen dichter besiedelt, während der Norden und Westen erst seit einem Decennium von diesen in stärkerem Maße aufgesucht wird. Bis dahin übten die Indianer und Eskimos in verschwindender Zahl ihre Herrschaft daselbst aus, und die Weißen trieben nur von einigen Punkten aus Jagd und Handel.

Die aus Europa eingewanderte Bevölkerung besteht vorwiegend aus Franzosen und Angelsachsen. Ursprünglich war Kanada französisch und wurde 1763 an England abgetreten, weßhalb das zuerst bevölkerte Nieder-Kanada (Provinz Quebec) noch vorwiegend französisch und katholisch, Ober-Kanada (Provinz Ontario) mehr englisch und protestantisch ist.

Während die beiden Provinzen zum größten Theil unterhalb des 49. Breitegrades liegen, Ontario herab bis zum 43., befindet sich die Provinz Manitoba, nordwestlich vom Oberen See gelegen, zwischen dem 49. und dem 50. Breitegrad. Dem entsprechend finden wir sehr verschiedenartige klimatische Verhältnisse in den einzelnen Theilen Kanadas. Quebec hat durch seine Lage in der Nähe der See ein ziemlich maritimes, durch die kalten Küstenströmungen beeinflußtes Klima aufzuweisen, Ontario ein ähnliches, durch die theilweise südlichere Lage günstiger situirtes. Das Klima in Manitoba ist dagegen mehr kontinental, mit kaltem 6 bis 7 Monate währendem, aber gleichmäßigem, trockenem Winter und kurzem, heißem Sommer. Klingt dies von vornherein etwas abschreckend, so belehren die Aussagen der dortigen Bevölkerung eines Besseren, als man erwartet. Insofern der Winter in den östlichen Provinzen vielfach naßkalt sich gestaltet, die Schneedecke nicht anhaltend ist, dadurch ein öfteres Auf- und Zufrieren des Bodens eintritt und die Kälte trotz der geringen Zahl von Kältegraden an dem Thermometer auf den Körper sehr empfindlich einwirkt, heben die Einwohner Manitobas, welche aus jenen Provinzen hergekommen sind oder vor Kurzem noch auf den britischen Inseln ansässig waren, rühmend ihr gesundheitlich besseres Befinden hervor, indem die allerdings intensive, aber trockene Kälte weit angenehmer für das Allgemeinbefinden sei. Ein Wohnungswechsel dorthin soll geradezu aus Gesundheitsrücksichten schon vorgenommen worden sein. — Die niedere Winter-Temperatur Manitobas gestattet immerhin den Aufenthalt im Freien, oft ohne Ueberrock, und macht dadurch die Beschäftigung in Hof und Wald möglich. Im Durchschnitt der Jahre soll der

Winter von Ende Oktober bis Ende April währen. Auf der anderen Seite ist von Ontario hervorzuheben, daß die Temperaturverhältnisse die schönsten Obstpflanzungen, ja selbst den Weinbau gestatten, was von Manitoba nicht gesagt werden kann. Wenigstens sind vereinzelte Versuche mit Anpflanzung von Obstbäumen bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

Ziehen wir einen Vergleich mit dem deutschen Klima, so muß zugegeben werden, daß manche Theile Kanadas mit solchen Deutschlands gleichzustellen sind, daß aber im Ganzen der Winter strenger ist. Die mittlere Jahrestemperatur zu 8—9 ⁰ C. für Deutschland angenommen, bleibt sie in Kanada hinter dieser Zahl zurück.

Der Terraingestaltung nach gehört das östliche Kanada der Einsenkung an, welche die Becken der großen Seen enthält. Eigentliche Gebirgszüge fehlen; nur mehr Plateau- und Tafelland ist anzutreffen, durch Flüsse vielfach unterbrochen. Ueberhaupt ist der Wasserreichthum ein ganz enormer, das Klima stark beeinflußender. Das westliche Kanada dehnt sich als flache Landschaft bis an die Rocky Mountains aus, welche es von Britisch Columbia trennen.

Die Bodenbeschaffenheit ist nach Provinzen verschieden. Quebec und Ontario besitzen eine Menge Urwälder, durch deren Lichtung die landwirthschaftlich benützte Fläche großentheils gewonnen ist. Das „geklärte" Land in seiner jungfräulichen Kraft erlaubt eine Reihe von Jahren hindurch ohne jeglichen Ersatz den Anbau von Feldfrüchten jeder Gattung, selbst wenn er von Natur aus durch seine Zusammensetzung, seine Entstehung durch Verwitterung des unterliegenden Gesteines oder Anschwemmung in sehr geringem Maße dazu befähigt ist. Die Humusmasse aus den Urwalds-

zeiten her bestimmt den Zeitraum für diese Benützungsweise. Wie die ursprünglichen Bodenverhältnisse das kärgliche oder üppige Wachsthum des Waldes bedingten, so hängt die Brauchbarkeit des neuen Rodelandes für den unmittelbar nächsten Zeitraum von dem vorausgegangenen Waldbestand und also in zweiter Linie von der ursprünglichen Bodenbeschaffenheit ab. Es ist infolgedessen geradezu schwierig, eine zutreffende Klassifikation des Bodens vorzunehmen, da der Zeitpunkt des Rodens in erster Linie in Betracht kommt und ein neu gerodetes Land sehr leicht momentan bessere Erträge abwirft, als ein schon länger gerodetes, wenngleich ursprünglich besser situirtes und höher zu taxirendes Land.

In Manitoba handelt es sich um ausgedehnte Strecken Prärielandes von beinahe übereinstimmender Bodenbeschaffenheit, wenigstens der Hauptsache nach. Es ist entweder eine ziemlich ebene Fläche, welche sich vor dem Auge ausbreitet, oder aber noch häufiger ein etwas welliges Terrain. Je ebener die Fläche, um so gleichmäßiger Boden und Pflanzenwuchs, je welliger, desto eher treten Differenzen zwischen Hebung und Senkung hervor. Der gute, feine Boden ist durch den Regen von den Erhöhungen herab in den Senkungen zusammengeschwemmt, wodurch die Vegetation Verschiedenheiten darbieten muß, vielfach in den Vertiefungen Sümpfe und Sumpfland sich gebildet haben und auf den erhabenen Ländereien eine Menge Steinchen umherliegen, sowie ein verhältnißmäßig weniger üppiges Aussehen hervortritt. Im Frühjahr und im Anfange des Sommers breitet sich eine üppige, dunkelgrüne Pflanzenwelt über dem Boden aus; der Stand der Vegetation im Herbste ruft, in Folge der sengenden Sommerhitze, leicht den Eindruck der Dürftigkeit und Magerkeit her-

vor und noch mehr ist dies der Fall, wenn der erste Frost darüber gegangen ist. Unsere eigenen Bodenuntersuchungen haben ergeben, daß man, besonders günstige Lagen mit einer Humusschichte von 10—15' abgerechnet, im Durchschnitt überall eine mit vielen vegetabilischen Ueberresten gemischte, schwarze Bodenschichte bis zu einer Tiefe von $1^{1}/_{2}$—2' antrifft. Man hat eine russische Schwarzerde vor sich, wie sie nicht besser gedacht werden kann. Die Aussaugung dieser von der Natur in unermeßlichen Quantitäten aufgehäuften Nahrungsstoffe kann einige Jahrzehnte hindurch währen, bevor an eine Düngung, an ein Eintheilen oder Zurathehalten des vorhandenen Reichthums gedacht werden muß.

Eine Bodenanalyse, nur mittelst kalter Salzsäure von Dr. Mehlis an der Hohenheimer Versuchsstation ausgeführt, ergab für die obere Bodenschichte:

Kali	0,234 %
Phosphorsäure . . .	0,076 %
Calciumcarbonat . . .	1,680 %
Glühverlust	8,35 %

Im Untergrund ($1^{1}/_{2}$' tief genommen) war enthalten:

Kali	0,095 %
Phosphorsäure . . .	0,076 %
Calciumcarbonat . . .	9,40 %
Glühverlust	8,74 %

Der Gehalt an Kali und Phosphorsäure, sowie der an Humussubstanz ist demnach ein ganz bedeutender.

Die unterste Bodenschichte ist ein mehr oder weniger sandiger Thonboden, durch eingeschlossene kleinere und größere Steine als Schwemmland gekennzeichnet. Schon dem äußeren Ansehen nach weist auch dieser Boden auf eine Fülle

von zu hebenden Schätzen hin und der Gedanke, als könnte eine allmälige Mischung von Ober- und Untergrund späterhin die Ertragsfähigkeit des Bodens lange Zeit ohne Dünger-Zuschuß erhalten, drängt sich dem Beschauer unwillkürlich auf. Namentlich könnten die physikalischen Eigenschaften des Bodens dadurch eine werthvolle Verbesserung erhalten und die Nachtheile der häufig auftretenden Früh- und Spätfröste bedeutend gemildert werden. Es wäre dies zunächst Aufgabe des Versuches. Eine ähnliche Wirkung rufen wohl jene dem Boden manchmal zahlreich beigemengten Steinchen hervor, weßhalb diese keineswegs verachtet werden. Einst, als in den östlichen Provinzen noch nicht so viel Land geklärt war, soll das Klima weit ungünstiger gewesen sein und Fröste sollen im Juni oder Juli, mit anderen Worten beinahe in jedem Monat, die Erträge des Feldes geschmälert haben. Heute ist der zusammenhängende Urwald verschwunden, ein Theil der Sümpfe ausgetrocknet und das Klima günstiger; sicherlich dürfte eine vortheilhafte Veränderung des Klimas durch Umbrechen der Vegetationsdecke auch in Manitoba sich herausstellen und würden jene Fröste weniger häufig und stark sich einstellen.

Was nun der Boden in den älteren Provinzen im Ueberfluß trägt: Holz, das mangelt in Manitoba. Die Prärie ist holzarm mit Ausnahme der bewaldeten Abhänge verschiedener Flußthäler und einzelner kleinerer Höhenzüge, wo jedoch der Holzbestand meist ein ärmlicher, durch zahlreich auftretende Präriefeuer stets von Neuem reduzirter ist. Die Gefahr der Präriefeuer müßte wegen künstlicher Holzpflanzungen, welche im Interesse der Ansiedler sehr wünschenswerth wären, in erster Linie ins Auge gefaßt und ein entsprechender Schutz getroffen werden. Ebenso sollte die

rationelle Ausnützung des vorhandenen Holzes von Anfang an strengstens überwacht werden. Mit dem Vorschreiten der Kultur würde jene Gefahr der Präriefeuer immer mehr verschwinden, ein rascher Kulturfortschritt ließe jedoch durch Holzbeschaffung um so eher sich ermöglichen. Beide stehen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu einander. Die Kosten des Herbeischaffens von Holz zu Bauzwecken wären später theilweise nicht unbeträchtlich, selbst wenn man z. B. das Holz schon zubereitet aus holzreichen Gegenden auf dem billigen Wasserweg herbeischaffen wollte; jedenfalls wird die Verwendung von Heu und Stroh oder gar von Dünger zu Feuerungszwecken über kurz oder lang ihr Ende erreichen und dann an deren Stelle Torf, Kohlen oder Holz als Ersatz zu treten haben. Glücklicher Weise sind Torf- und Kohlenlager in nicht allzugroßer Entfernung vorhanden. Vorderhand kann durch die Wahl des Niederlassungsortes in der Nähe von bewaldeten Flußthälern u. s. w. noch lange dem ausgesprochenen Holzmangel aus dem Wege gegangen werden.

Die Holzarten Kanadas stimmen theilweise mit unseren einheimischen Waldbäumen überein, zeigen bei gewissen Gattungen andere Varietäten und sind von anerkannt ausgezeichneter Qualität. Man trifft: Eichen, Nadelhölzer (Tuja, Sprossenfichte), Ulmen, Birken, Pappeln, Eschen u. a. m.

Ebenso wichtig wie die Holzfrage ist die Wasserfrage. Während man in Ontario und Quebec, wenn auch nicht überall, eine Fülle des herrlichsten Wassers besitzt, ist das fließende Wasser in Manitoba selten, wenn schon zur Deckung des Bedarfes in Haus und Hof durch Graben von Brunnen bis zu einer sehr verschiedenen Tiefe zu ersetzen. Vollständiger Wassermangel herrscht nirgends, indem die

untenliegenden thonreichen Schichten ein gutes natürliches Reservoir bilden. Die Qualität von solchem Wasser läßt allerdings mannigfach zu wünschen übrig, aber wie verhält es sich damit in den norddeutschen Niederungen und in Holland? Um kein Haar besser, nicht allein was Wasser, sondern oftmals auch was Holz anbelangt.

Die Farbe der fließenden Gewässer liefert häufig den besten Beweis von dem Ueberfluß des Bodens an Humussubstanz in den Quellengebieten. Nicht selten erinnert dieselbe an das Aussehen des Bieres, und eine Menge werthvoller Substanzen wird dadurch dem Boden entführt. —

Die Bevölkerung Kanadas ist ihrer Zusammensetzung nach schon im Anfang angedeutet worden. Man trifft in der Hauptsache Abkömmlinge der französischen, englischen und deutschen Nation, wozu noch die Indianer und Mischlinge zu zählen sind. Darnach eine Charakteristik der Bevölkerung zu geben, wäre überflüssig; wir dürfen aber keineswegs diejenigen Punkte übergehen, worin sie sich als Kanadier bezw. Amerikaner gleichkommen und das Wesen des Bürgers der neuen Welt zur Schau tragen.

Persönliche Freiheit, Ungebundenheit und Ungezwungenheit sind die Losungen, welche in allen Dingen grundlegend sind. Dem entsprechend hat sich das Alltags- sowie das politische Leben entwickelt. Das freie Wort wird verlangt und gehört; die Presse dient in ausgedehntester Weise zum Ausdruck der Meinung und des Willens der großen Menge wie des Einzelnen und bildet einen mächtigen Faktor im Staats- und Gemeindewesen.

Das politische Leben ist sehr entwickelt. Indem es in alle Verhältnisse tief eingreift, sieht sich der Einzelne unwillkürlich in den Strom der Politik hineingerissen und ge-

nöthigt, Partei zu nehmen und Farbe zu bekennen. In der Hauptsache stehen sich in Kanada zwei politische Parteien gegenüber, welche im heftigen Kampf um die Oberhand sich messen: es sind die Liberalen und die Reformer. Das jetzige liberale Ministerium war es, welches eine deutsche Delegation nach Kanada berief im Hinblick auf Kolonisirung der großen westlichen Ländereien. Die Mitglieder derselben waren vielfach in einer unangenehmen Situation, wenn sie mit Männern von verschiedener Parteistellung zu gleicher Zeit zusammentrafen oder von verschieden gefärbten Zeitungsreportern überfallen wurden. Man sah sich häufig wie einen Spielball zwischen den Parteien niedergefallen und beide strengten sich an, ihn zu erhaschen. Die Provinzialregierung von Ontario gehört der anderen Partei an und hätte eine stärkere Kolonisation dieser Provinz mehr gewünscht, als diejenige von Manitoba. Auch mag der Oppositionsgeist gegen die Dominialregierung diesen Vorwand als Mittel zum Zweck ausgehegt haben. Man muß sich wundern, wie sehr in einseitig blindem Parteieifer, wobei vielfach Egoismus und Privatinteresse die Hand im Spiele haben, die größten Anstrengungen gemacht werden, das Projekt der Gegenpartei als unrichtig, unausführbar hinzustellen und umzustürzen, während das ruhige, objektive Urtheil in beiden Vortheile zu finden vermag, welche sich nicht ausschließen, sondern zum Frommen der Nation und des Landes ergänzend nebeneinander bestehen können. Uebrigens trägt ein solches Bekanntwerden und Aussprechen entgegengesetzter Ansichten zur Klärung und Bildung des eigenen Judiciums sehr viel bei, ein Umstand, welcher gute Früchte in der allgemeineren, gleichmäßigeren politischen Reife der verschiedenen Bevölkerungsschichten Kanadas ge-

tragen hat, die Standesunterschiede, abgesehen von der selbstverständlichen Gleichstellung Aller im Staatsverbande, rascher und vollkommener abnivellirt und einen höheren Bildungsgrad im Durchschnitt hervorruft. Wie eifrig und begierig greift z. B. Jedermann, alt und jung, reich und arm, nach der Zeitung, welche in Masse auf allen Straßen, an allen Ecken, in allen Gasthäusern, ja in jedem Eisenbahnzuge angeboten wird! —

Während der Gouverneur für Kanada (seit 1878 der Marquis von Lorne) von der Königin Englands bestimmt wird und dieser seinen Kabinetsrath von 13 und den Senat von 78 Mitgliedern beruft, werden die anderen Stellen und Aemter durch allgemeines Stimmrecht besetzt, mit Ausnahme derjenigen der Richter, der Bundesbeamten, der Post, des Telegraphenwesens, des Zoll-, Militär- und Gefängnißwesens. Ein Parlament besteht als gesetzgebender Körper für ganz Kanada und desgleichen je ein Gouverneur und ein Parlament für die inneren Angelegenheiten jeder Provinz. In jeder Stadt, jedem Township existirt eine Rathschaft mit einem Obmann, ein Bürgermeister, ein Schulvorstand u. s. w. — alles Aemter und Würden, welche von der Bürgerschaft selbst vergeben werden.

Der Schulzwang ist mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit vorhanden. Dessen bedarf es auch nicht: der Amerikaner sendet seine Kinder von selbst zur Schule und ist für deren Ausbildung äußerst besorgt. Nicht in solch kläglicher, kleinlicher, falschverstandener Weise sucht man auf Kosten der Jugend bei deren Ausbildung möglichst zu sparen, sondern es ist eine der ersten Lebensaufgaben der Eltern, die Kinder so ausbilden zu lassen, soweit zu bringen, daß sie möglichst früh selbständig im

Leben auftreten und, wenn es nöthig werden sollte, ihr Brod verdienen können. Nichts ist zur Erzielung dieses Zweckes zu theuer; bei uns dagegen wird leicht das als zu viel bezeichnet, was nicht absolut nothwendig ist, und Mancherlei als ein unentbehrlicher Pfeiler der Bildung erklärt, welcher im Leben als überflüssig oder von ungenügender Tragkraft sich herausstellt. Man kann auch der amerikanischen Jugend das Zeugniß nicht versagen, daß sie viel aufgeweckter, viel reifer ist als die deutsche, daß das Urtheilsvermögen weit mehr ausgebildet, die Umgangssprache und -Formen weit besser und gewandter gehandhabt werden als es bei unserer Jugend der Fall ist — stets im Durchschnitt gesprochen!

In Tracht und Kleidung ist der Mann ebenso einfach als die Frau verschwenderisch. Nur zu häufig unterschätzt man dadurch ihn und überschätzt sie. Jedenfalls ist es rathsam, auf Grund des Aeußeren nicht allzurasch Kritik zu üben. Denn wer würde unter den eben noch mit Cigarrendrehen oder mit Maschinen beschäftigten Arbeiterinnen die eleganten Damen mit Federnhut, Zwicker und Sonnenschirm suchen, welche jetzt das Fabrikgebäude verlassen?

Besonders hervorzuheben ist übrigens die Stellung der Frau, welche eine weit geachtetere ist als bei uns. Ihr Auftreten ist dadurch freier und ungenirter als hier zu Lande. Alleinstehende oder alleinreisende Damen dürfen sich des Schutzes und der Hilfe eines jeden Gentleman erfreuen und diese in Anspruch nehmen — Gentleman will aber Jeder sein. Das Einnehmen von wichtigen Posten an Verkehrsanstalten, in Geschäften, Hotels, — das Lenken des Pferdes an dem leichten eleganten Wagen durch die belebtesten Straßen der Großstädte ohne männliche Begleitung, — das

unbeanstandete Wandeln in den Straßen, selbst in später Abendstunde, — die freie, ungehinderte Bewegung an öffentlichen Plätzen und Lokalen, in der Eisenbahn, — dies Alles zusammen macht neben dem oft unsinnigen Staat die Amerikanerinnen zu dem angestaunten, mit Kopfschütteln betrachteten unweiblichen Wesen der neuen Welt in den Augen der alten. Sie ist das ausgesprochene Gegenstück zur deutschen Hausfrau, deren einfacher häuslicher Sinn und rührige Thätigkeit in Küche und Keller zwar anerkannt und gesucht wird, aber bald in jenem Lande verloren geht. Das Familienleben ist meist ein sehr enges; die Frau ist die treubesorgte Mutter der Kinder, weiter aber nicht. Dienstleistungen im Hause sind für sie unwürdig, sie ist die Dame des Hauses, nicht die Magd. Dadurch fällt manches dem Manne zu, was ihn zum ersten Glied der Familie, die Frau zu deren Haupte stempelt.

Der Mann ist Geschäftsmann, Kaufmann, Händler, Spekulant vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Es ist die Jagd nach Reichthum, welche ihn stets in Athem erhält und vielleicht noch im Traume beschäftigt. Hiebei ist wohl zu bedenken, daß in jenem Lande die Bedingungen zum Schätzesammeln für den strebsamen, charakterfesten, sparsamen Mann in reichem Maße gegeben sind und es sich vielfach nur darum handelt, wer dieselben erfaßt und ausnützt. Aber Niemand soll der sanguinischen Hoffnung sich hingeben, daß ihm dies ohne harte Arbeit, ohne Eifer und Fleiß zu Theil wird, daß ihm in jenem Lande gebratene Tauben von selbst in den Mund fliegen.

Der Wohlstand ist in Kanada durchschnittlich ein guter. Sowohl die Bauart der Häuser als deren innere Einrichtung sprechen nicht nur für die vorhandenen Mittel

und den Geschmack, sondern auch für den Sinn nach Komfort und Bequemlichkeit. Die Ausstattung der Hotels ist dem entsprechend. Es ist durch ebenso praktische als vollkommene Einrichtungen für alle Bedürfnisse und Ansprüche der Reisenden aufs Beste gesorgt. Besonders betont werden soll, daß der Fremde bei der Abreise nicht durch eine Reihe erwartungsvoller Gesichter und bettelnder Hände hindurch zu gehen hat, dieser Plage des reisenden Publikums in unserem Vaterlande.

Bezahlt werden 2—4 Dollars pro Tag, wobei Essen, Bedienung &c. eingeschlossen ist. Dieses Pensionsleben bringt viel Angenehmes mit sich; man wählt von den vorhandenen Speisen aus, was mundet, kann sich bei allen Mahlzeiten Thee oder Kaffee reichen lassen und ist keineswegs genöthigt, etwas über Tisch zu trinken. Vielfach wird ein Glas Wasser oder Milch allem Anderen vorgezogen. Die Bedienung ist durchgängig prompt und koulant.

Der Unterschied in der Ernährungsweise der unteren Klassen gegenüber der der oberen ist verschwindend und demnach dieselbe als eine sehr gute zu bezeichnen. Der Arbeiter sitzt im Gasthause neben dem Arbeitgeber, ebenso lösen beide dasselbe Billet erster Klasse für die Eisenbahn. Je kleiner und unbedeutender der Ort, umsomehr findet dieses Verhältniß statt, während in den großen Städten die Anklänge an europäische Sitten und Gebräuche eher hervortreten. —

Die Beschäftigung der Bevölkerung besteht vorwiegend in Viehzucht, Holzschlag, Fischerei, Schiffsbau, Bergbau. Die mit der Landwirthschaft in Verbindung stehenden Gewerbe, Branntweinbrennerei, Brauerei, Gerberei, Mehl-, Oelbereitung, ebenso Pottaschensiederei und die Produktion

von Anhornzucker stehen in schwunghaftem Betrieb; auch die Hausindustrie von Wollen-, Leinen- und Baumwollstoffen ist keineswegs unbedeutend.

In religiöser Beziehung zeigt sich, da die Kirche freigegeben ist, ein mixtum compositum von Bekenntnissen, wie es kaum stärker unter einer christlichen Bevölkerung bestehen kann. Katholiken, Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Lutheraner, Indepedenten, Menonniten, Quäker u. s. w. sind vertreten. Montreal hat bei 160 000 Einwohnern etwa 300 Kirchen und Bethäuser.

Das Schulwesen und der höhere Unterricht haben in den letztverflossenen Zeiten bedeutende Fortschritte gemacht: über 4400 Gemeindeschulen, 106 Gymnasien, 16 Colleges, darunter 5 Universitäten, sind in Ontario, und ebenfalls über 4000 Elementarschulen neben 3 Universitäten in Quebec. Der Unterricht wird in englischer, französischer und, wo Deutsche zusammenleben, in deutscher Sprache ertheilt. Findet ein Zusammenhalten der Deutschen nicht statt, nimmt allerdings der Unterricht in deutscher Sprache den letzten Rang ein, gelangt entweder gar nicht zur Einführung oder verschwindet bald wieder aus der Schule. Es klingt befremdend, wenn man beim Eintritt in eine deutsche Familie die Eltern unter sich englisch und mit dem Landsmann deutsch verhandeln hört, während die Kinder nur englisch verstehen. In vereinzelten Fällen zwar verstehen die Kinder besser deutsch als englisch. Dies liegt in der Natur der Sache. Englisch ist Weltsprache, sowie Umgangs- und Gerichtssprache in ganz Amerika; dann sucht sich der Einwanderer möglichst rasch zu naturalisiren, und der Deutsche hatte bis noch vor wenig Jahren keinen besonderen Grund, seine Nationalität hervorzukehren, er würde höchstens über

die Achsel angesehen. Jetzt ist dies allerdings, Gottlob, anders!

2) Landwirthschaft.

Es ist ein eigen Ding um die Landwirthschaft in Kanada! Wenn deren Erfolg bei uns vielfach von der Bodenbearbeitung und Düngung, von dem Pflanzenwechsel, von der Erfahrung und Intelligenz des Landwirthes und seiner Arbeiter abhängig ist, so besteht sie in jenem Welttheil in der rücksichtslosen, raschen Ausnützung der unmittelbar flüssigen Bodenkraft, wozu nur die grobe Arbeit des Bodenumbrechens vorgenommen wird. Es ist das Stadium des Entzuges der Nährstoffe, ohne Ersatz zu geben, wobei ein Aufwand an Fleiß und Arbeit zur Kultur des Bodens in europäischem, speziell deutschem Sinn, ein verlorenes Kapital wäre und den Landwirth im Konkurrenzkampf mit den Nachbarn eher zurück als vorwärts bringen würde. Dies gilt für das Große der Landwirthschaft, wovon allerdings gewisse Länderstrecken, wie ein Theil der Provinzen Ontario und Quebec in Kanada, ebenso die östlichen Staaten der Union auszunehmen sind. Hier spricht der Stand der Felder dafür, daß das Ende jenes primären Stadiums im Herannahen begriffen ist, daß der Raubbau dem höheren landwirthschaftlichen Betriebe weichen muß. Die mittleren Theile Kanadas stehen dagegen ganz unter der Herrschaft von jenem und sind indirekt mit die zwingende Nothwendigkeit zum Uebergang in ein rationelleres Wirthschaftssystem. Denn nur auf diesem Wege können die reichlich fließenden Erträge der so wunderbaren Fruchtbarkeit des neu gerodeten Prärielandes einigermaßen von einem bedenklichen Uebergewichte ferngehalten werden. Wie weit

und wie lange dies möglich sein wird, muß die Zeit lehren. Es wird sowohl von dem Fortgang der Einwanderung, welche stets Fluktuationen unterworfen ist, als von der fortschreitenden Genesung der Gewerbe und des Handels von jenem vollständigen Darniederliegen vor einigen Jahren, endlich von den politisch-sozialen Zuständen der europäischen Länder in erster Linie abhängig sein. Deßgleichen ist ein wichtiger Komponent hiefür die Vermehrung und Vervollständigung der Kommunikationsmittel in jenen immensen westlichen Territorien, wozu ein Ausnützen der verschiedenen Wasserstraßen, sowie ein energisches Durchführen von projektirten und schon im Bau begriffenen Bahnlinien gehören würde. Es dürfte sicherlich die Kolonisation des Nordwestens rapidere Fortschritte machen, wenn nach dem Vorgang der Vereinigten Staaten die Bahnen den Ansiedlungen vorausgegangen und dadurch den Pionnieren der Civilisation der Verkehr und Absatz der Produkte von Anfang an erleichtert worden wäre. Uebrigens ist die Erkenntniß hiefür jetzt an maßgebender Stelle vollständig durchgedrungen und mit Aufbietung aller Kräfte und Geldmittel wird das Versäumte nachgeholt.

Während die Provinzen Quebec und Ontario eine gewisse Verbindung von Viehzucht und Ackerbau, sowie eine höher stehende Verwerthung von deren Produkten durch Verarbeitung zu feineren Handelsartikeln aufzuweisen haben, also schon über die Konsumtion und den Verschluß der rohen Materialien heutzutage hinausgekommen sind, stellt Manitoba das Land des Körnerbaus, der Knollen- und Wurzelgewächse dar und hat für die nächste Zeit seine Hauptstärke in deren Produktion und Absatz zu suchen. Der ferne Nordwesten in der Ebene vor den Rocky Mountains und

deren Thaleinschnitten soll klimatisch günstiger situirt sein als Manitoba und scheint als nächste Zukunft das Loos von Texas mit seiner großartig betriebenen Viehzucht theilen zu sollen, — deutliche Spuren davon sind schon vorhanden.

Gehen wir näher auf diese Punkte ein!

Wie schon oben angedeutet, stellte Ontario vor 40 bis 50 Jahren noch ein großes Waldareal dar, welches erst durch Abholzen zur landwirthschaftlich benützbaren Fläche umgeschafft werden mußte. Der Einwanderer erhielt sein Land angewiesen und mußte nach dem Fällen der Bäume noch Jahre lang den Pflug zwischen den Stumpfen hindurch führen und seine Saat bestellen, bis das Land ganz geklärt und von Steinen gesäubert war, so daß er eine freie, ungehindert verwendbare Fläche vor sich hatte. Schon für die einfachsten Operationen lag in diesen Stumpfen ein gewaltiges Hinderniß, welches von dem Vortheil der alljährlichen Düngung durch Abbrennen der Stumpfen und Verfaulen der Wurzeln schwerlich aufgewogen werden kann. Die Anwendung von Maschinen ist auf die Dauer von acht bis zehn Jahren unmöglich gemacht; an deren Stelle muß die so theure Handarbeit beibehalten werden; die Abnützung der wenigen anwendbaren Geräthe ist durch die Wurzeln und Steine eine sehr bedeutende, die Bodenbearbeitung daneben eine unvollkommene und beschränkte. Ist jedoch die Klärung zu Ende geführt, so entstehen die lachenden Kornfelder, die üppigen Gras- und Weideländereien, wie man sie in diesem jungen Lande nicht besser wünschen und mit manchen heimatlichen Gegenden in Vergleich ziehen kann.

Genau betrachtet müssen diese Zustände für den Beginn einer Landwirthschaft als schwierig und mühevoll bezeichnet

werden, da erst nach harter, langjähriger Arbeit ein freudiges Gedeihen möglich ist.

Um wie viel günstiger ist in dieser Beziehung die Lage des Farmers in Manitoba!

Eben liegt die Prärie vor ihm und läßt ihm alle Freiheit, aus ihr in kürzester Frist ein gesegnetes Ackerland hervorzuzaubern, dazu angethan, in Zukunft im Welthandelsleben ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Der 2—3' tiefe, schwarze Lehmboden ist für eine Reihe von Jahren eine unversiegbare Quelle großer Erträge an allen Fruchtgattungen, welche durch das Klima gestattet sind. Er ist ursprünglich durch Anschwemmung und durch Verwesung derselben Pflanzen, welche heute noch seine Oberfläche einnehmen, entstanden. Alljährlich stirbt die Grasdecke ab, sofern sie nicht den Flammen der Präriebrände theilweise oder ganz zur Beute fällt, alljährlich erhebt sich auf dieser untergegangenen Pflanzenwelt eine neue, — dieser Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch andauernde Prozeß bildet die Prärie und ihren Boden. Dazu sind die Exkremente von Vögeln und sonstigen Thieren zu rechnen, wodurch die Boden-Qualität noch verbessert wird.

Der Farmer kann hier seinen Pflug ansetzen, wo er will; er braucht nur die Grasnarbe umzubrechen und kann durch Ausstreuen von Samen über das rauh daliegende Land schon eine Mittelernte erzielen. Wendet er späterhin Egge und Walze an, so muß mit äußerst geringem Aufwand von Mühe und Arbeit der Ertrag in einem solchen Boden sich sehr bedeutend steigern. Aber nicht allein Egge und Walze, sondern die verschiedensten anderen landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen kann man von Anfang an auf diesen ebenen oder etwas welligen Distrikten ver-

wenden, man kann dadurch große Flächen rasch in Benützung ziehen, da das Abernten und Einheimsen sich sehr beschleunigen läßt, und kann die theure Handarbeit ersparen, sowie die anderen Vortheile der Maschinenarbeit in vollstem Maße zur Geltung bringen.

Eine große unschätzbare Eigenschaft dieses schwarzen Bodens ist die Erhaltung der Feuchtigkeit in den dortigen heißen Sommern; je nach der Zusammensetzung des darunter liegenden Lehmbodens steht der Spiegel des Grundwassers sehr tief, oder so hoch, daß bei geeigneter Lage eine Versumpfung die Folge ist. Daher auch die vielen Sümpfe und Seen Manitobas.

Diesem Vortheil des besseren Bodens gegenüber bietet Ontario den des Holz- und Wasserreichthums und der günstigeren geographischen Lage in klimatischer und kommerzieller Hinsicht.

Die landwirthschaftlichen Arbeiter sind in Kanada rar, so daß dadurch mancher neu angekommene Ansiedler, bisher an eigene körperliche Anstrengungen nicht gewöhnt und dadurch auf diese theure Arbeitskraft angewiesen, mit seinen Nachbarn nicht Schritt halten konnte und erst vorwärts kam, als er selbst Hand anlegte. Den Umstand hat jeder wohl zu beherzigen, daß, zumal im Busch, von Anfang an harte und strenge körperliche Arbeit verlangt wird, wie sie von Hause aus am ehesten der deutsche Bauersmann gewöhnt ist. Mancher thut deßhalb wohl, bevor er selbständig eine Farm übernimmt, sich als Arbeiter zu verdingen, um zuerst mit der landwirthschaftlichen Praxis und deren Eigenart in jenem Lande bekannt zu werden. Auch liegt in dieser Theuerheit der Handarbeit für den Unbemittelten der Vortheil, sich etwas ersparen zu können, um später selbst einen Betrieb

zu übernehmen. Der Lohnsatz schwankt zwischen 1—2 Dollars (4—8 Mark) pro Tag, mit oder ohne Kost, je nach der Jahreszeit. Im Winter, welcher vielfach gleichbedeutend mit einer absoluten Ruhe für Menschen und Thiere ist, zieht sich die Arbeit mehr den Gewerben zu, und der Farmer behält nur zurück, wen er zur Wartung und Pflege seiner Thiere oder zur Arbeit im Busch gebraucht. Gute Dienstboten sind selten, und hauptsächlich ist großer Mangel an zuverlässigem, ausdauerndem weiblichem Dienstpersonal. Der praktische Amerikaner hat für diesen Uebelstand des Arbeitermangels in den Maschinen Aushilfe zu finden gewußt. Wahrhaft staunenswerth ist die Menge und Güte der landwirthschaftlichen Maschinen, welche bis zur letzten Farm im entlegenen Westen anzutreffen sind: Säe- und Mähmaschinen der verschiedenartigsten und einfachsten Konstruktionen; Heurechen, Heuwender, Dresch- und Futterschneidmaschinen finden sich vor u. s. w. Sie sind alle leicht, aber solid gearbeitet und erlauben eine rasche Erlernung in ihrer Handhabung. Sei es die zwingende Nothwendigkeit oder das Vorhandensein des praktischen Sinnes — der Farmer entschließt sich ohne Bedenken zur Anschaffung von Maschinen und macht sich rasch damit bekannt. Der Fabrikant kommt ihm durch Gewährung von Theilzahlungen entgegen, wodurch mancher sich zur Anschaffung von unnöthig viel Maschinen schon verleiten ließ. Ausgezeichnete Konstruktionen finden sich bei den Pflügen; bei einer Pflugsorte ist durch Anbringung eines Sitzes dem Ackersmann das Gehen erspart und dem Pflug die entsprechende Belastung für den nöthigen gleichmäßigen Gang verliehen. Durch einen Hebel kann die Tiefe dieses Pfluges regulirt werden.

Anzuführen als ein mächtiges Hilfsmittel der Land-

wirthschaft sind die großen Phosphatlager Kanadas, welche ein unschätzbares Kleinod für dieses Land bilden. Vorerst werden sie zu einem verschwindenden Theile für die Verwendung im Lande ausgebeutet, obgleich sie vielleicht da und dort schon recht gute Dienste leisten würden. Eine weit größere Menge wird exportirt.

a. Von Getreide gedeihen in Kanada alle die gewöhnlichen Fruchtgattungen, wie sie hier in Deutschland zum Anbau gelangen. Jedoch mit Unterschied! Ontario läßt den Anbau von Winterhalmfrüchten zu, obgleich die Früh- und Spätfröste in manchem Jahr sehr unglimpflich mit ihnen verfahren. In Manitoba gelangt nur Sommergetreide zum Anbau und hierunter hauptsächlich Weizen, Hafer und Gerste. Kanadischer Weizen steht ebenso in gutem Rufe wie kanadische Gerste. Ontario ermöglicht eine größere Auswahl der Gewächse und liefert ein großes Korn, während Manitoba ein mehr kleines, aber schweres Korn produzirt, wie dies ja in der Natur des Kontinentalklimas begründet liegt. Die Ausfuhr an Getreide betrug im Jahre 1878 8 Mill. hl im Werthe von 69 Mill. Mark; die Einfuhr 3,7 Mill. hl im Werthe von 34 Mill. Mark.

Der Weizen ist der Haupthandelsartikel der Prärieländer und findet seine Centralpunkte auf der Weizenbörse in Chicago, der größten der Welt, ebenso auf der in Montreal und New-York. Er ist der Gegenstand großartiger Spekulationen, welche in ihrer Wirkung weit über die Grenzen des amerikanischen Kontinentes hinaus den europäischen Markt schon sehr fühlbar beeinflußen. Seine Stelle ist dem Weizen seiner ganzen Natur nach auf dem neuen, ungeschwächten Lande angewiesen. Ziehen wir hiebei die immensen Ländereien in Betracht, welche dieses Anbaues noch warten, so droht uns

eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Trösten wir uns ja nicht damit, daß in den östlichen Theilen Nordamerikas der Raubbau sich schon bemerkbar macht in geringer werdenden Erträgen; der Westen ist befähigt, nicht allein die Rolle des Ostens zu übernehmen, sondern mit weit erdrückenderer und unwiderstehlicherer Gewalt und Kraft fortzuspielen, wobei die vermehrten Transportkosten durch größere Entfernung nicht so viel zu besagen haben, als man glauben könnte. Denn hauptsächlich die Spekulation ist es, welche mit ihren unberechenbaren Operationen das finstere, vom Westen her drohende Gespenst darstellt und die Preishöhe sammt deren Schwankungen in Händen hält.

Wie sollte anders eine Erklärung dafür gefunden werden, daß zu einer gewissen Zeit derselbe Weizen in New-York ebenso hoch im Preise stand wie in Chicago, und zwischen Liverpool und New-York nur eine Differenz von 4 Cts. per Bushel (60—66 Pfd.) Weizen herrschte?

Sehen wir jedoch davon ab und rechnen mit anderen vorliegenden Daten. Wir dürfen auf einen Acre Weizenland (= 40,46 Ar) durchschnittlich 10 Doll. (40 Mark) [s. Notizen] Gesammtunkosten rechnen, bis die Frucht von dem Händler an irgend einer Bahnstation, welche sechs Meilen von der Farm entfernt sein soll, übernommen ist. Bei 20 Bushel Ertrag (à 60 Pfd.) würde dies per Bushel 50 Cts. machen (2 Mark), Fracht vom Mittelpunkt Manitobas per Bahn nach Chicago ungefähr 16 Cts. (63 Pf.) und ebenso viel von hier nach New-York oder Montreal; ferner den Seetransport von Montreal mit 23 Cts. (92 Pf.), von New-York mit 25 Cts. (1 Mark) angenommen, also im Durchschnitt mit 24 Cts. (96 Pf.), so ergibt sich folgendes Resultat:

Lieferung von 60 Pfd. Weizen an das Lokaldepot mit Produktionskosten zusammen . .	— Doll.	50 Cts.	(2 M. — Pf.)
Fracht nach Chicago .	— „	16 „	(— „ 63 „)
Fracht nach New-York (bezw. Montreal)	— „	16 „	(— „ 63 „)
Fracht über See nach Liverpool	— „	24 „	(— „ 96 „)
Lagergeld, Spesen . . .	— „	9 „	(— „ 38 „)
	1 Doll.	15 Cts.	(4 M. 60 Pf.)

Da nun 60 bis 66 engl. Pfund = 55 bis 60 deutschen Pfunden sind, so würde dies für den Zollzentner 1,95,5 bis 2,9 Doll. (7,66 bis 8,36 M.), im Mittel 2 Doll. (8 M.) ausmachen. Auf dem englisch-deutschen Markte ist jedoch der laufende Preis 11 M., also kann der Händler dem Farmer über seine Produktionskosten noch per Bushel ein plus von 42,5 Cts. (1,70 M.) bieten, um damit auf dem europäischen Markt noch konkurriren zu können. Haben wir aber zu berichten, daß nicht bloß 42,5 Cts. (1,70 M.), sondern bis zu 75 Cts. (3 M.) dem amerikanischen Farmer zu obigen Produktionskosten von 50 Cts. (2 M.) per Bushel gegeben werden, so müssen wir daraus schließen, daß obige Kostenrechnung noch zu hoch gegriffen ist, und zwar etwa um 32 Cts. (1,30 M.), welche durch den billigeren Wassertransport und näheren Weg über die Seen leicht herauszurechnen sind.

Gehen wir nach der Rechnung eines anderen Gewährsmannes vorsichtiger zu Werk, so dürfen wir nur 12 Bushel als Durchschnittsertrag annehmen, wodurch gerade das plus von 32 Cts. (1,30 M.) in die Produktionskosten hereinfallen würde. Dagegen haben wir jedoch anzuführen, daß

man von 12 Bushel Weizen per Acre in wenig Fällen als Minimum berichtet, viel häufiger von 20—30 Busheln, was einem Ertrage von 11 Ctr. per württemb. Morgen, 9 Ctr. per preuß. Morg. und 1830 kg oder 26 hl per Hektar, also einer ziemlich guten Ernte auf ziemlich gutem Weizenboden bei uns entspricht.

Bedenken wir ferner, daß mit 10 Bushel Ertrag per Acre die Kosten der Kapitalverzinsung, Bearbeitung des Bodens, Saat, Aberntung u. s. w. für 15—20 Bushel schon gedeckt sind, sobald per Bushel 1 Doll. (4 M.) bezahlt wird, so kommt der gewichtige Punkt für den Konkurrenzkampf beider Welttheile ins Spiel, daß von dem Produzenten das plus von 5—10 Bushel zu jedem, auch noch so niederen Preis abgegeben werden kann, so lange nicht in der Verfütterung oder anderen Manipulationen ein größerer Vortheil liegt, und ferner daß nur Fracht und Spesen in gleicher Höhe in Betracht kommen. In diesem sowohl für den Produzenten als für den Händler so billig stehenden plus an Ertrag liegt ein großer, Ausschlag gebender Moment, welcher nichts anderes ist, als die viel besprochene Grundrente. Ohne Aufwand an Arbeit und Kapital fällt dem Landmann hier ein neuer Werth zu, welcher ihn in billiger Weise entschädigt für die Entbehrungen, welchen er sich im fernen Westen aussetzt, für das Risiko, welches er beim Aufgeben der alten Heimat und der Besitznahme dieses rohen, unkultivirten Landes auf sich genommen, für das Verdienst, welches er sich als Pionnier der Civilisation um die Menschheit erworben.

Die Rechnung für den deutschen Landwirth liegt nach der obigen Betrachtung sehr einfach, wenn er bei einem Weizenpreis von 8—9 M. per Ctr. mit knapper Noth eine

Deckung seiner Produktionskosten erreicht, an manchen Orten vielleicht nicht mehr! Entweder er gewinnt mit Aufbietung vermehrter Kräfte, größerer Kapitalmengen und erhöhter Intelligenz seinem Boden noch bessere Erträge ab als bisher, oder er verzichtet, wenigstens zum Theil, d. h. auf den geringeren Ackerstücken auf den Weizenbau als unrentabel. Wünschen wir, daß unsere Berechnungen durch die Entwicklung der Dinge und den Lauf der Zeiten hinfällig werden mögen, daß der Verfasser dieses zu schwarz gesehen!

Kartoffeln neben anderen Knollen-, Zwiebeln- und Wurzelgewächsen gedeihen ausgezeichnet; außer beträchtlicher Größe, hoher Anzahl im Stock, weisen sie eine äußerst feine Qualität auf. Neben dem Weizen dürfte die Kartoffel in nächster Zeit die zweite Hauptfrucht von Manitoba bilden, vorausgesetzt, daß es nicht der *Mais* (Indian Korn) wird. Dieser gedeiht in beiden Provinzen, in Ontario jedoch in größerer Sortenanzahl.

Von *Handelsgewächsen* ist hauptsächlich der Lein anzuführen, welcher in Ontario und Manitoba passenden Boden und passendes Klima gefunden zu haben scheint, wenigstens wird er in ausgedehntem Maße angebaut und gerne gekauft.

Andere Handelsgewächse außer Tabak finden sich im Großen nicht, höchstens im Kleinen, wie der Hopfen. Es wächst der Hopfen hier wild und ist selbst in Manitoba mit großen Dolden und sehr starkem Aroma anzutreffen.*

Melonen, Kürbisse, Tomaten gedeihen sehr gut in Kanada, und der *Obstbau* ist in Ontario und einem Theile

---

* Ebenfalls wildwachsend fanden sich in Manitoba verschiedene Beerenfrüchte: wie Preiselbeeren, Heidelbeeren, Erdbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, rothe und schwarze Johannisbeeren; ferner trifft man wilde Pflaumen, Haselnüsse und wilden Wein an.

Quebecs, selbst was feinere Sorten Tafelobstes anbelangt, in erfreulichem, vielversprechendem Aufblühen begriffen.

b. Viehzucht. Das Futter für die Thiere wird theils auf natürlichen, theils auf künstlichen Futterländereien produzirt und den Sommer durch vermittelst Weideganges ausgenützt, während der Wintervorrath durch Heuwerben gewonnen wird. Mangel an Heu für die Winterfütterung findet sich nicht, da zum mindesten mit Präriеheu, welches in Masse bereitet werden kann, eine etwaige Lücke auszufüllen ist. Beim Weidegang ist entweder durch Beigeben eines Hirten oder entsprechendes Anbringen von Umzäunungen (Fencen) aus Holz und Draht gegen das Einbrechen der Thiere in Getreideländereien Vorsorge getroffen. Ein etwa entstehender Schaden durch Uebertritt der Weidethiere auf nachbarliches Gebiet muß ersetzt werden.

Den Pferden wird entsprechend der geforderten Arbeitsleistung neben Weidegang im Sommer und Heufütterung im Winter oder neben Heufütterung das ganze Jahr hindurch Hafer verabreicht. Auf künstlichen Futterländereien wird für die Pferde neben Klee mit Vorliebe Timotheegras gebaut, welches sie sehr gerne fressen. Durchgängig findet sich ein sehr gutes Material an Pferden vor. Da das einheimische Thier, der Indianerpony, den Anforderungen nicht so recht entspricht, wurden Pferde in großer Anzahl, hauptsächlich aus England eingeführt, und selbstredend nicht von schlechter Qualität. In den Städten trifft man ein geradezu exquisites Wagen- und Chaisenpferd an. Die Zucht des Pferdes ist über das Anfangsstadium hinaus und geht bei den vorliegenden Verhältnissen einer guten Zukunft entgegen. Gute Ackerpferde sind mit 350 bis 500 Doll. (1400—2000 M.) zu bezahlen; für diese wie für Ochsen stellen sich die Preise höher als in

den Vereinigten Staaten. Eigenthümlich berührt wird man, bei der Bestimmung des Preises für ein Pferd dessen Lebendgewicht angeführt zu hören; also ein Pferd von 1000 Pfd. Lbg. kostet 200—300 Doll. Dazu erfolgt die Angabe der Höhe. Es sollen manchmal einzig nach derartig gegebenen Anhaltspunkten Verkäufe abgeschlossen werden, ohne daß der Käufer das Thier gesehen. Dies wäre sehr gewagt und sicherlich nur in besonderen Fällen zulässig. Maulesel bekommt man auch stellenweise zu sehen, wenn auch nicht oft in Kanada. —

Weiter vorangeschritten, stellenweise schon eine hohe Stufe einnehmend, ist die *Rindviehhaltung* und *-zucht* in Kanada. Das Rind ist, soweit Witterung und Gebrauchszweck es gestatten, auf den Weidegang angewiesen, welcher sowohl zur Erzielung von schönen Milchergebnissen als eines wünschenswerthen Mastzustandes führen kann.

In dem früheren Waldlande werden zu dem Ende künstliche Weiden angeblümt; in der Prärie bricht man einen Theil derselben nicht um, sondern theilt ihn dem Weidevieh zu. Man wählt hiezu einen günstigen, mit guten, saftigen Gräsern und Kräutern bestandenen Gutstheil und überläßt die Thiere meist sich selbst. In Ontario, welches schon einen beträchtlichen Stand von gutem Milchvieh und zugleich werthvollen Zuchtthieren aufzuweisen hat, theilt man die Weideplätze ein für verschiedene Thier-Kategorien, für Mast-, Milch- oder Jungvieh, was eine gute, rationelle Ausnutzung in sich schließt. Zugleich hat man in den zeitweise umgebrochenen Weideschlägen wieder die Möglichkeit, von Neuem in dem früher etwas stark mitgenommenen Boden ansehnliche Körnererträge mehrere Jahre hindurch zu erzielen. Auch der Dünger findet allmälig Gnade in den Augen der dortigen Landwirthe und trägt zur Erhöhung der Körnererträge bei.

Ganz außerhalb seiner Aufgabe steht der Dünger in dem Neulande, wo er als lästige Beigabe der Winterfütterung neben dem Stalle in großer Menge aufgehäuft wird und aufs Feld gelangt, nur um den Platz zu räumen.

Der Weidegang dauert, so lange die Witterung es erlaubt, wenn möglich, das ganze Jahr über. Wo die Thiere jedoch eingestellt werden müssen, entweder mit Rücksicht auf die Jahreszeit oder auf den Haltungszweck, wie bei intensiver Mästung, sind meist primitive Holzställe vorhanden, wo den Thieren neben Heu, Körnern, insbesondere Mais und Kleie gereicht wird. Die kanadischen Mastochsen sind berühmt.

Man trifft hauptsächlich englische Rassen an, unter welchen die Shorthornrasse prävalirt. Auch die Herford-, Ayrshire- und Gallowayrasse verschaffen sich mehr und mehr Eingang. Die Züchter haben es vielfach auf junge Bullen abgesehen, welche sie jährlich um gute Preise nach der Union hin absetzen. Handelt es sich um Auffrischung des Blutes in ihrer Herde, dann scheuen sie selbst vor den größten Kosten nicht zurück, welche der Bezug von werthvollen Zuchtthieren aus England ihnen verursacht. Jedenfalls bietet Ontario eine vortreffliche Bezugsquelle guter Zuchtthiere für den Nordwesten. Uebrigens wird es nur einer kurzen Spanne Zeit bedürfen, bis der Nordwesten mit seinen der Viehzucht so sehr entgegenkommenden Verhältnissen jener Provinz in den Erfolgen gleichkommt, ja sie vielleicht überholt und von der Züchtung weg zur Mastung gedrängt haben wird.

Die Fleischthiere gehen entweder nach England oder nach dem Alles verschlingenden Chicago; nebenbei ist im eigenen Lande die Nachfrage nach guter Qualität und der Konsum keineswegs nieder zu taxiren. Verkauft wird stets

nach der Waage, welche allerorten anzutreffen ist. Diejenige der großen Schlächtereien in Chicago vermag auf der Plattform 30—40 Stück zu fassen.

Die Nähe Chicagos bei Ontario und ebenso auch bei Manitoba ist schwerwiegend für den ferneren Aufschwung der Viehhaltung daselbst. Ein starker Fortschritt war schon in den letzten Jahren notorisch. Begreiflich! Denn eine Verzinsung des Viehkapitals und des mit diesem verbundenen Theiles des Bodenkapitals mit 30—40 % ist nichts seltenes, während sonst nur eine Verzinsung mit 10—20 % sich in der dortigen Landwirthschaft herausstellt. Was soll man sagen bei dem Gedanken an die Verzinsung unseres Bodenkapitals mit 2½—3 %, des Inventars mit 6—7 % und des Betriebskapitals mit 8—12 %?!

Die Ochsen finden neben der Mastung bezw. vor derselben Verwendung als Zugthiere, und zwar insbesondere bei den weniger bemittelten, im Anfang stehenden Farmern. Ihr Preis schwankt pro Paar zwischen 120—150 Dollars (500 und 600 M.). — Mit Ausnahme des ganz aus Holz hergestellten zweiräderigen Karrens am Red River gelangt überall der leicht, aber aus hartem, zähem Holz gebaute vierräderige Wagen zur Anwendung, welcher für die verschiedensten Zwecke dienlich ist.*

Der Export von Rindern, Schafen, Pferden, deßgleichen von anderen Thiergattungen nach England hat schon sehr erfreuliche Dimensionen angenommen. Im Jahre 1879 gelangten 25 000 Stück Rinder und 80 000 Stück Schafe

* Der Farmer setzt einen gewissen Stolz darein, auf der Straße, dem Markte, in der Stadt mit elegantem Gespanne, schönem Wagen, raschen Thieren und glänzendem Geschirre paradiren zu können, und gibt im Streben darnach manchmal unnöthig und vorzeitig Geld aus.

zur Ausfuhr dorthin. Im Jahre 1880 50 000 Stück Rinder, also die doppelte Zahl, wogegen die Anzahl der Schafe sich gleich blieb.

Ueber Schafe und Wollproduktion läßt sich auch Erfreuliches anfuhren. Das Schaf tritt allerdings verhältnißmäßig hinter dem Rinde zurück und wird in großen Herden, wie bei uns, in dem östlichen Kanada nicht gehalten, nur in kleineren Abtheilungen. In Manitoba bekommt man es sehr selten zu sehen und über den ferneren Nordwesten fehlen dem Verfasser die Angaben. Die Thiere, welche wir in Ontario trafen, waren von vortrefflicher Qualität, gehörten theils der Southdown-, theils der Cotswold- und Oxford-Rasse an mit einem Durchschnittswerth von 7—8 Dollars pro Kopf. Die Wollproduktion ist zwar lobenswerth, könnte jedoch noch stärker sein. Die Einfuhr an Wollenwaaren betrug im Jahre 1878 den Werth von 33 Millionen Mark. Die Ausfuhr war geringfügiger.

Bedeutend ist die Schweinehaltung. Auf allen Wegen, welche zwischen den Farmen hinführen, trifft man Schweine in Menge sich selbst überlassen. Kaum gewährt man ihnen im harten Winter ein Obdach. Die Thiere halten sich dabei gut und bleiben gesund, mästen sich aber nothwendiger Weise langsamer. Um dies zu erreichen, hält man sie in offenen Ställen, nur aus übereinander gelegten, ein Drei- oder Viereck bildenden Stangen bestehend. Ist dagegen die Schweinehaltung mit Käserei oder einem technischen Gewerbe verbunden, so sind ordentliche Stallungen vorhanden, wie dies auch für Zuchtzwecke erforderlich ist.

Der Rasse nach waren es Berkshire- und zurücktretend Yorkshire-Thiere à 8—10 Dollars per Stück für Zuchtzwecke; Ferkel à 2—3 Dollars.

Die Geflügelzucht bietet auch schon ganz respektable Resultate. Man sieht allenthalben Hühner von guten englischen Fleisch- und Legerassen als Zierde und gute Einnahmequelle im Gehöfte umherspazieren. Ebenso konnte man auf Ausstellungen Prachtexemplare von Enten und Gänsen wahrnehmen. Eine verstärkte Haltung dieser Thiere, wie auch der Truthühner, wäre gewiß empfehlenswerth. Bei billiger Haltung und Fütterung sind die Preise für Truthühner 15 Cts. (60 Pf.), Hühner 20 Cts. (80 Pf.), Enten 25 Cts. (1 M.), Eier per Dutzend 4—10 Cts. (15—40 Pf.) je nach der Gegend. Die Verpackung der Eier im Großen zum Versandt ins Ausland ist dieselbe wie bei uns. Der Preis in den großen Städten steigt zu gewissen Jahreszeiten so rapid, daß in einem und demselben Monat 10 Cts. und 20—25 Cts. (40 Pf. und 80—100 Pf.) per Dutzend erlöst werden.

Das Molkereiwesen erfreut sich in Kanada, speziell in Ontario, geradezu eines Blütezustandes und ist namentlich durch Sammelmolkereien mit dem Abkühlungsverfahren in großen, 3—400 Liter fassenden Satten, sehr stark vertreten. Der Detailpreis beim direkten Milchabsatz in die Städte entspricht ganz unserem einheimischen Milchpreise, ja steht theilweise noch höher. Daneben sind in letzter Zeit die Käsefabriken in Ontario wie Pilse emporgeschossen und haben durch die Raschheit, mit welcher der energische Farmer sich dieses Zeitkindes bemächtigt hat, die Welt in Erstaunen gesetzt. Einige Fabriken haben gute Renten zu verzeichnen, andere giengen in den Jahren 1878 und 79 durch die im Käsehandel ausgebrochene Flauheit unter. — Der Aufschwung dieses Nebenzweiges der Landwirthschaft fand nicht nur seine Begründung in den gestiegenen Preisen,

in der vermehrten Nachfrage nach Butter und Käse, sondern auch in dem Zurückgehen der Körnerernten und der im Kornhandel emporgetauchten Konkurrenz des Westens.

Es gelangen neben jenem Großbüttensystem noch das mit kleinen flachen und das mit kleinen tiefen Satten zur Anwendung. Ueber den Vorzug der beiden letzteren wird noch gestritten. Jedenfalls aber ist in beiden Fällen durch kaltes, fließendes Wasser, oder durch Eis für die nöthigen Kältegrade gesorgt, welcher die Milch, ohne sauer zu werden, zum vollständigen Ausrahmen bedarf.

Die Genossenschaftsmolkereien sind theilweise nur für den Sommer, also für sechsmonatlichen Betrieb, eingerichtet. Die Bauart derselben ist dementsprechend leicht und einfach, ohne große Kosten zu verursachen. Die Lieferanten suchen das Kalben der Kühe so ziemlich auf den Anfang jener Periode zu richten, während bei Beginn der Winterperiode mit Aufhören der milcherzeugenden Weide auch die Milchsekretion nachläßt und das etwa noch erhaltene Milchquantum in Haus und Hof Verwendung findet.

Auf vielen, namentlich deutschen Farmen wird die Milch von der Frau selbst verarbeitet und sind zu diesem Zwecke kleine aber saubere und zureichende Gelasse eingerichtet. Der Deutsche konnte sich nicht so rasch zu genossenschaftlichem Vorgehen entschließen, vielleicht sagte er sich, daß er den Profit des Käsers selbst in die Tasche stecken könne, da seine weiblichen Familienglieder ohne jeglichen sonstigen Nachtheil die Zeit hiefür finden und erübrigen können, oder selbst die Zeit dadurch werthvoller ausnützen werden. Wenn somit der Vortheil der Verarbeitung im Großen für solche Farmer illusorisch scheint, so ist dieser

Produzent durch schlechtere Einrichtungen und geringere Kenntnisse dem gelernten Käser gegenüber stets im Nachtheil, ein Umstand, der zu Genossenschaftsmolkereien rathen wird.

Gerechnet werden gewöhnlich: 100 Pfd. Milch = 4 Pfd. Butter und 10 Pfd. Käse; 1 Pfd Butter kostet 25 Cts. (= 1 M.), 1 Pfd. Käse 12,5 Cts. (= 50 Pf.). Die Käse werden 50—60 Pfd. schwer gemacht. Der Käser bezahlt $7\frac{1}{2}$ Cts. (= 30 Pf.) für 10 Pfd. Milch und $1\frac{1}{2}$ Cts. (= 6 Pf.) für deren Lieferung in die Fabrik. Die Uebernahme findet stets per Waage statt. Damit würde der Farmer auf dem Hof selbst 6 Pf. per Liter, in der Fabrik etwas über 7 Pf. per Liter erzielen, was nach unserem Verhältniß eine sehr geringe Verwerthung darstellen würde. Nun sind aber die Produktionskosten bei dem billigen Boden und seiner Graswüchsigkeit weit niederer und die Futterverwerthung dadurch eine höhere. — Die Molken wandern in die Schweinestallungen und finden daselbst neben Erbsenmehl ihre vortheilhafteste Ausnützung.

In Manitoba, wo die Viehzucht noch im Kindheitszustand sich befindet, ist Molkerei nicht anzutreffen, außer soweit die Herstellung von Butter und Käse für den Hausbedarf und die Versorgung der wenigen Städte und größeren Plätze nothwendig ist. —

Anschließend hieran geben wir einige Zahlen über die Ausfuhr landwirthschaftlicher Produkte. Außer den 8 Mill. Hektoliter Getreide kamen im Jahr 1878 noch weiter zum Export:

Käse	35 Millionen Pfund	für	15 Mill.	Mark,
Butter	$12\frac{1}{4}$ Mill. „	„	10 „	„
Speck	80,593 Centner	„	3,4 „	„

Eier 47 Millionen Stück für 2 Mill. Mark.
Daneben Häute, gepöckeltes Schweinefleisch u. s. w.

Anhang zu Abschnitt 2.

Die landwirthschaftliche Schule in Guelph, zugleich Versuchsstation oder, wie man bei uns sagen würde, Musterwirthschaft für die Provinz Ontario, ist eine junge Anstalt, seit einigen Jahren ins Leben gerufen und jetzt schon im besten Renommée stehend, was durch den Andrang vieler junger Landwirthe bekundet wird. Die Anstalt liegt 10 Minnten von der Stadt gleichen Namens auf einer kleinen Erhöhung mit Aussicht auf die Stadt. — Die Anstalt ist für die Aufnahme von 140 Zöglingen eingerichtet, welche einen 2—3jährigen Kursus durchzumachen haben. Die Aufnahme erfolgt auf Grund einer Prüfung; ebenso die Ausstellung eines Abgangszeugnisses. Inländer haben beim Eintritt 35—50 Dollars zu bezahlen und erhalten hiefür Kost, Wohnung, Unterricht und Anleitung im Praktischen frei. Der Unterricht erfolgt in drei Stunden täglich und abtheilungsweise. Die übrige Zeit wird der Arbeit gewidmet und die Stunde mit 2,5 Cts. (10 Pf.) den Zöglingen vergütet, wodurch es leicht der Fall sein kann, daß sie beim Austritt kostenfrei oder selbst mit einem kleinen Profit abgehen können. Die Absolvirung kann nach zwei oder erst nach drei Jahren, je nach der Wahl des Zöglings, erfolgen. Für die leiblichen Bedürfnisse ist wahrhaft vorzüglich gesorgt. Zwei Zöglinge zusammen bewohnen ein freundliches, hohes Zimmer, welches mit den nothwendigen Möbeln versehen, äußerst einladend aussieht. Die Hörsäle, sowie der Speisesaal lassen nichts zu wünschen übrig, ebenso wenig die Kost. Zwischen Angestellten und Zöglingen existirt

ein kordiales Freundschaftsverhältniß, was ein angenehmes Zusammenleben hervorruft.

Der Unterricht wird in mäßiger Ausdehnung ertheilt, doch so, daß die Zöglinge die nöthigsten Kenntnisse in den Naturwissenschaften erwerben, in der englischen Sprache und Literatur bewandert werden, einige Begriffe von Anatomie und Physiologie der Thiere, sowie aus der Thierheilkunde bekommen und neben Arithmetik, Geometrie, Feldmessen als Hauptsache den landwirthschaftlichen Fachunterricht genießen. Außerdem üben sie sich im Praktischen ein auf der 550 Acres großen Farm, wovon etwa 400 unter dem Pfluge stehen, und erlernen einige Handgriffe in der Baukunst, Schlosserei, Schreinerei, Stellmacherei: Dinge, welche dem späteren Farmer draußen in der Prärie oder dem Urwald mehr zu nützen vermögen, als weitgehende theoretische Kenntnisse. Die Ställe beherbergen werthvolles Zuchtvieh von der Durham-, Herford- und Gallowayrasse. Ebenso ist der Pferdebestand ein hübscher zu nennen.

3) Industrie.

Industriell steht Kanada hinter den Vereinigten Staaten entschieden zurück, hat jedoch seit einigen Jahren, nachdem die schlimmste Periode der Krisis vorüber war, sich rasch erholt und unverkennbare Fortschritte gemacht.

Im Jahre 1876 besaß Kanada 7192 Schiffe mit 1,260 000 Tonnen Gehalt. Eingeführt wurden Waaren im Werthe von 378 Mill. Mark, ausgeführt für 279 Mill. Mark. Die Einfuhr überwog also um 100 Mill. Mark. Unter eingeführten Waaren befanden sich: Woll- und Baumwollwaaren, Zucker, Melasse, Thee, Eisenbahnschienen (für 156 Mill. Mark),

Kurzwaaren, Salz, Seidewaaren, Tabak, Wein. Ausgeführt wurden hauptsächlich Produkte der Holzindustrie (neben solchen der Landwirthschaft), darunter Bauholz für 18 Mill. Mark, Bretter für 32 Mill. Mark, Bohlen für 1 Mill. Mark, Dauben, Pelzwerk. Letzteres ist namentlich auch hervorzuheben und in enger Verbindung damit die berühmte Hudsonsbay-Kompagnie, eine der bedeutendsten Handelsgesellschaften der Welt.

Erzeugt wurden im Land 1567 Hektoliter Branntwein, 4237 Hektoliter Bier, 7,902 000 Pfd. Rauchtabak, 335 000 Pfd. Cigarren, 1167 Pfd. Schnupftabak, 207 Mill. Hektoliter Petroleum. Die Bergbauindustrie lieferte 6717 Tonnen Steinkohlen, 1237 Tonnen Eisenerze, etwas Gold und Silber (etwa 6 Mill. Mark an Goldausbeute). Man sieht, daß die Tabakindustrie sehr entwickelt ist, und Arbeiter in dieser, wie in den anderen oben angeführten Branchen sind gesucht und werden mit Vorliebe aus Deutschland genommen. Die Städte Montreal, Toronto weisen mit ihren Schornsteinen schon von ferne auf eine ausgedehntere Industrie hin, jedoch weit nicht in dem Maße, wie wir es gewohnt sind auf vaterländischem Boden bei einer Bevölkerungszahl von 80,000 und 160 000 Einwohnern. Nun heute schon haben die Einfuhr- und Ausfuhrartikel in Kanada sicherlich andere Zahlen aufzuweisen und werden es in kurzer Zeit noch mehr im Stande sein. Kanada hat durch seine geographische Lage, seine Menge Wasserstraßen, seine enge Verbindung mit dem Mutterland England, seine anderweitigen natürlichen Hilfsquellen auch in industrieller Hinsicht eine Zukunft.

Seitdem Kanada unter dem jetzt herrschenden Ministerium die Initiative ergriffen hat, den fernen Westen aufzuschließen, war von selbst die Ausdehnung der bestehenden

Bahnen und Neuanlegung von solchen gegeben. Je rascher dies geschah, desto besser für das obige Projekt. Was konnte nun näher liegen, als von der Hauptstadt Ottawa aus oberhalb der Seen mitten durch den Kontinent eine Bahnlinie zu legen, welche den Osten mit dem Westen direkt verbinden sollte? Dieselbe, die Kanadian-Pacific-Bahn, ist schon im Bau begriffen; ebenso wurde im Norden der Strecke Chicago-St. Paul angeknüpft und die Hauptstadt von Manitoba, Winnipeg, dem Weltverkehr zugänglich gemacht; eine weitere Linie wurde in Manitoba in Angriff genommen, welche als Süd-West-Bahn von Winnipeg gegen die Unionsgrenze hin sich erstrecken und an dieser entlang laufen soll. Durch diese Bahnbauten wird ebenfalls Beschäftigung gewährt und zwar mit gutem Verdienste. Das Loos der Bahnarbeiter ist allerdings nicht besonders beneidenswerth. Im Jahre 1874 standen 6440 km im Betrieb, im Jahre 1879 schon 9888 km, und 2836 km waren im Bau begriffen.

Wird schon hiedurch der Industrie gewaltiger Vorschub geleistet, so wird deren Entwickelung noch mehr gefördert durch einen großen Mineralreichthum, indem jedes Jahr neue Lager entdeckt werden, namentlich an Kohlen. Ferner ist von Einfluß, daß Kanada eine Politik der Schutz- und Retorsionszölle befolgt, zu Gunsten der eigenen Industrie. Noch im März 1879 wurde aus finanziellen und schutzzöllnerischen Rücksichten der Eingangszoll von manchen Waaren erhöht, auf bisher unbesteuerte Artikel ein solcher gelegt und selbst (als reine Finanzmaßregel wohl) von gewissen Holzsorten ein Ausgangszoll erhoben. —

Die Preise und Medaillen, welche Kanada auf der Ausstellung in Philadelphia nicht nur mit landwirthschaftlichen, sondern auch technischen und Industrieartikeln davon-

trug, sind so zahlreich ausgefallen, daß es sich dadurch selbst das beste Zeugniß ausgestellt hat und hierauf stolz sein darf.

4) Verkehrswege.

Dieselben sind durchschnittlich und verhältnißmäßig selbst nach europäischen Begriffen gut und bequem für den Reisenden; nicht nur hat er in dem Kontinente sehr häufig die Wahl zwischen Eisenbahn und Dampfschiff, sondern auch zwischen verschiedenen Eisenbahnen und verschiedenen Schiffahrtslinien. Schon bei der Fahrt über den Ocean kann zwischen 2—3 Linien: Kanada—England, und noch einigen anderen: Kanada—Holland, Belgien, Frankreich gewählt werden. Die berühmteste und frequenteste ist die Allan Line (Montreal—Quebec—Liverpool), welche gute Dampfer besitzt. Lokal-Dampferverbindungen bestehen zwischen Quebec, Montreal und Toronto. Deßgleichen existiren zwei Linien über den Lac Huron und Superior, eine nördliche kanadische und eine südliche amerikanische; kürzere Dampferlinien finden sich auf den einzelnen großen Seen und dem Winnipegsee. Außer dem Lorenzo sind noch der Ottawa streckenweise, der Red River, Assiniboine, Saskatschewan und andere Flüsse schiffbar.

Die Eisenbahnen sind theils in Händen des Staates, theils Privatgesellschaften gehörig. Die älteren und bekanntesten sind die Grand Trunk (zwischen Quebec und Sarnia) und die Great Westernbahn (Niagarafälle über London nach Sandwich). Ueber die im Bau begriffenen und in Aussicht stehenden Bahnen ist das Nöthige schon gesagt. Die Einrichtung der Bahnen ist meist lobenswerth, soweit man sich überhaupt mit dem amerikanischen Eisenbahnwesen befreun-

den kann. Die Freiheiten, welche dem Passagier auf Grund des amerikanischen Grundsatzes: „Hilf Dir selbst" gestattet werden, sind das gerade Gegentheil von der strengen Handhabung der gesetzmäßigen Ordnung auf den deutschen Bahnen. Die Bahnkörper, zumal der alten Linien, lassen zwar manches für die Sicherheit des Reisenden zu wünschen übrig, bieten aber durch die meist schnurgerade Richtung die Annehmlichkeit rascher Beförderung. Hiezu trägt die Ausstattung der Züge mit Schlafwagen sehr viel bei. Man kann bei Nacht schlafend von einem Punkt zum anderen gelangen und den Tag zum Schaffen und Wirken benützen.

Für die Rentabilität der kanadischen Eisenbahnen kommen in Zukunft mehrere Momente in Betracht. Einmal existiren in den Vereinigten Staaten vielfach Bahnen, mit welchen erst der Kampf um die Oberhand aufgenommen und versucht werden muß. Hier haben sie weit nicht die großen Schwierigkeiten im Winter mit Schneefall und Schneewehen zu bestehen als in Kanada; ferner haben sie hier den Vortheil des Vorsprunges, welcher nur durch bedeutend günstigere Verhältnisse beim Bau der neuen Linie, durch kürzere Entfernungen, billigere Taxen u. s. w. einigermaßen aufgewogen werden könnte. Dann kommt der Einfluß der Tarife in Betracht, welche bei Konkurrenzbahnen daselbst schon so nieder gestellt wurden, daß statt Gewinn Verlust eintreten mußte.

Würde, wie es jetzt schon theilweise der Fall ist, eine Vereinbarung der in Betracht kommenden Bahnen in dieser Beziehung zu Stande kommen, so könnte eine nachtheilige Vertheuerung der Transportkosten von Gütern eintreten. Uebrigens wollen wir, einmal wieder vor dieser Frage stehend, doch auch des beinahe unglaublichen Umstandes gedenken, daß in diesem

Kampfe vor nicht so langer Zeit der Tarif für eine Entfernung von 1000 Meilen sich ebenso hoch belief, wie der für 100 Meilen, was eine vollständige Verrückung der Transportkosten-berechnung und anderer damit zusammenhängender Kalkulationen zur Folge haben muß.

Aber nicht allein die Konkurrenz der Bahnen unter sich stellt deren Rentabilität in Frage, — ebenso gefährlich für sie ist die billige Fracht zu Wasser. Wasserstraßen hat es in großer Zahl in Kanada und die Fracht stellt sich um $^1/_3$ bis $^1/_2$ billiger. Dies fällt allerdings zur Winterszeit, so lange die Flüsse mit Eis bedeckt sind, weg, aber es ist in der übrigen Jahreszeit um so mehr ein Faktor, mit welchem der Eisenbahnaktionär rechnen muß. —

Längs der Bahnlinien ziehen sich allenthalben Telegraphenlinien hin, meist im Besitze von Gesellschaften. Die Stangen stehen mehrfach die Kreuz und die Quere und Betriebsstörungen kommen durch Schneewehen, Stürme, Feuer ꝛc. ebenso leicht vor, wie bei den Bahnen selbst. Abhilfe wird jedoch in beiden Fällen sehr rasch getroffen.

Kabelverbindungen zwischen Europa und Amerika gehen beinahe ausschließlich über Kanada und New-Foundland, wodurch die Entfernung von über 3000 engl. Meilen auf ein Minimum reduzirt ist. —

In den Städten Montreal, Toronto, Chicago u. s. w. ist ein weitverzweigtes Telephonnetz ausgespannt, wodurch der Geschäftsgang innerhalb der Stadtmauern sehr erleichtert ist.

An Chausseen, in deutschem Sinne genommen, findet sich nicht viel Nennenswerthes. Meist sind es je nach der Gegend, dem vorhandenen Material, mehr oder weniger primitive Straßen und Wege, und anerkannt sind sie da noch

verhältnißmäßig am besten, wo deutsche Ansiedlungen sind. In sumpfigen Gegenden, ferner in der Prärie werden die Wege im Frühjahr beinahe grundlos und die Kommunikation sehr bedeutend erschwert. Das Herstellen von guten stets fahrbaren Straßen dürfte in der Prärie auch schwierig sein, da es an Holz und Stein mangelt. Die Fuhrwerke müssen aus diesem Grunde sehr gut und solid gebaut, die Pferde an derartig rauhe Zustände gewöhnt und die Menschen des Fahrens wohl kundig sein. Dieses Zeugniß muß man aber den dortigen Bewohnern ausstellen.

5) Jagd und Fischfang.

Was die Jagd anbelangt, so hat sich diese aus dem Osten und Süd-Osten immer mehr nach Norden und Westen zurückgezogen. Wilde Thiere (Raubthiere) sind nicht sehr häufig und werden höchstens im strengen Winter gefährlich für Hausthiere (Schafe, Schweine). Das Hochwild ist aus den kultivirten Ländereien größtentheils vertrieben worden und diesem zog das Raubzeug nach. Der Winter führt es, wie auch die Büffel, wieder mehr in die Nähe der Wohnungen. Sehr ausgiebig ist die Jagd in der Prärie auf Präriehühner, Enten und Gänse. Die Enten finden sich geradezu in Unmasse auf den vielen Seen und Sümpfen des Nordwestens. Anzutreffen sind ferner: Waschbären, Dächse, Füchse, Moschusratten, Stinkkatzen (ihr Geruch ist sehr penetrant und verbreitet sich sehr weit). Bekannt ist endlich Kanada in gewissen Gegenden durch seine Biber und anderes Gethier mit werthvollen Pelzen.

Sehr wichtig ist die Fischerei, was ein Blick auf die Karte schon darthut. Die vielen Gewässer Kanadas beherbergen einen Fischreichthum, welcher eine reiche Erwerbs-

quelle für die Einwohner bietet. In richtiger Erkenntniß hat die Regierung schon seit langem ihr Augenmerk darauf gerichtet und viel zu Schutz und Hebung der Fischerei gethan.

Es wurden im Jahre 1877—78 27½ Mill. junge Fische (Lachse, Forellen und Weißfische) in alle Theile des Landes verschickt. Der Ertrag wurde im Jahre 1870 auf 26 Mill. Mark, im Jahre 1878 auf beinahe 53 Mill. Mark geschätzt.

Sehr lukrativ ist namentlich der Kabeljau- und Heringsfang im St. Lorenzstrom, woran auch die Amerikaner sich betheiligen. Nicht weniger als 1500 Fischerboote befahren die Gewässer.

Sicherlich kann durch Jagd und Fischerei der Ansiedler manchen Braten und mancherlei andere Speisen für seinen Mittagstisch beschaffen, aber doch darf er nicht allzusehr mit dieser Möglichkeit rechnen, da sie durch Zurückgehen des Wildes, durch Verpachten der Fischwasser, was jetzt schon vielfach der Fall ist, und andere Zufälle auch zur Unmöglichkeit werden könnte. Anders liegt die Sache für den, welcher das eine oder das andere gewerbsmäßig betreiben wollte. Ihm winkt ein Eldorado.

6) Ansiedlungen.

Soll als letzter Theil dieses Berichtes die Ansiedlung als solche näher ins Auge gefaßt werden, d. h. Kanada in seiner Bedeutung und seinem Werthe für diejenigen, welche aus ihrem Vaterlande auszuwandern wünschen, so müssen wir streng genommen diese Frage nach zwei Richtungen scheiden. Es wäre einmal das Für und Wider zwischen

den einheimischen und den nordamerikanischen Verhältnissen im Allgemeinen zu erörtern. Dies ist eine mit ebenso großer Vorsicht als Sorgfalt anzufassende Frage; denn einmal sind unsere Volkswirthschaftler darüber, ob eine Uebervölkerung in Deutschland vorhanden und demnach die Auswanderung wünschenswerth sei oder nicht, selbst uneins, woraus die Folgerung sich ableitet, daß die Einen in der Dezimirung der Bevölkerung ein Heil für die Auswanderer wie für die Zurückbleibenden finden, die Anderen in den Auswanderern ein Stück Volkskraft erblicken, welches dem Lande zu dessen direktem Nachtheil verloren geht. Jenes hat es erzeugt, ernährt und großgezogen und muß es nunmehr als Hilfstruppe dem gefährlichen Konkurrenzlande zufließen lassen, statt den Vortheil der Kolonieen zum Mutterlande daraus ziehen zu können. Diese Partei weist haarscharf nach, daß das Fortkommen im Lande bei genügendem Verdienste noch lange gesichert sei. Es läßt sich also darüber streiten, ob man allgemein zur Auswanderung rathen soll oder nicht. Jedenfalls sprechen bei dem Einzelnen so viele Dinge privater Natur mit, daß ihm die Entscheidung, ob Gehen oder Bleiben, auf Grund dessen, was ihm in objektiver Weise durch Erzählung und Beschreibung geboten wird, am besten ganz überlassen bleibt.

Zum Zweiten wäre zur Klarstellung des Werthes von Kanada für Auswanderer ein Vergleich zwischen demjenigen Theile des nordamerikanischen Kontinentes, welcher den Strom der Einwanderung bis jetzt an sich gerissen und in beinahe monopolistischer Weise absorbirt hat, den Vereinigten Staaten und zwischen Kanada zu ziehen. Wir müssen hierauf verzichten, da uns die Union aus eigener Anschauung beinahe vollständig unbekannt geblieben ist und die Sitte, nur vom

Hören-Sagen weiter zu kolportiren, eine schlimme Verantwortlichkeit nach sich zu ziehen pflegt und deßhalb, soweit möglich, zu meiden ist. Wenn wir auch auf kurze Strecken Unionland berührten und sich das Gefühl und die Meinung einschleichen wollte, als wären die Gesammtverhältnisse nicht von derselben gesunden Luft des regelmäßigen, altbewährten englischen Staatslebens und seiner Elemente angehaucht, wie in Kanada, so könnte dies mit den flüchtigen Eindrücken zu erklären sein, welche die bloße Durchfahrt durch ein Land leicht im Gefolge hat. Ebenso mag die Anschuldigung, daß die Auswanderer nach den Vereinigten Staaten sehr häufig der Spekulation und den Vorspiegelungen der Agenten in der alten und neuen Heimat in himmelschreiender Weise zum Opfer fallen, tendenziöser Natur sein. Jedenfalls ist in Kanada der Umstand schwer wiegend, daß die Regierung selbst sich für die Einwanderung engagirt hat, indem sie es ist, welche dem Auswanderer Versprechungen macht und, als ein würdiger Theil des stolzen englischen Königreiches, diese zu halten geradezu moralisch gezwungen ist, daß also insofern eine entschieden reelle Basis der Auswanderung sich bietet.

Wir stellen deßhalb dreist unsere Anforderung an jene Regierung, wie wir sie nach unseren Reiseeindrücken und nach dem Charakter, sowie den Gewohnheiten unseres Volkes für nothwendig erachten. Schicken wir noch eine kurze Betrachtung der gesetzlichen Bestimmungen über die Ansiedlungen in den einzelnen Theilen Kanadas voraus:

M a n i t o b a ist, wie der Osten, vermessen; wo dies noch nicht der Fall ist, geschieht es. Von einer Mittellinie aus (in der Nähe des Meridians 97,5 westl. von Ferro), welche direkt von Süd nach Nord gezogen, ist ein Netz von

Quadraten nach Osten und Westen gelegt, welche Townships genannt werden. Jedes Township enthält 36 Sektionen, welche je 640 Acres groß und deren Seiten genau eine englische Meile lang sind. Die Linien der Townships sind von Süd nach Nord numerirt als Range, so daß die am südlichsten gelegene, von Ost nach West gezogene Linie die Numer 1 hat, die nächstfolgende Parallele nach Norden zu: 2 u. s. w. Die Numerirung der Townships zwischen diesen beiden Parallelen geht dann in entgegengesetzter Richtung, so daß das erste Township von jener Mittellinie aus nach West sowohl als nach Ost Nr. 1, das nächstfolgende Nr. 2 u. s. w. ist. Durch Pfähle sind die Grenzen der Townships und der Sektionen bezeichnet, so daß man hieran einen sehr guten Anhaltspunkt zu seiner Orientirung besitzt. Die Sektionen 8 und 26 in jedem Township gehören der Hudsonsbay-Kompagnie; ebenso sind die Sektionen 11 und 29 zu Schulzwecken reservirt. In der Nähe der Bahnlinien haben die Eisenbahngesellschaften ebenfalls ein Anrecht auf Land.

Der 18 Jahre alte Ansiedler erhält 1/4 Sektion, also 160 Acres, unentgeltlich unter der Bedingung, daß er drei Jahre dort ansässig bleibt. Er hat hiebei ein Entgelt von 10 Dollars zu entrichten, ferner darf er sich 160 Acre anstoßend an sein Eigenthum reserviren lassen, welche er später um ein Geringes (1—3 Doll. per Acre) erwirbt. Zur Vertheilung gelangen an Ansiedler von Seiten des Staates die Sektionen mit geraden Numern. Die mit ungeraden Numern sind für den Bau der Pacific-Eisenbahn bestimmt und können billig gekauft werden. Somit hat der Staat kein Verfügungsrecht über das ganze Township, sondern nur über 16 Sektionen und es wäre — wollte

man einen zusammenhängenden Landkomplex für Kolonisationszwecke in dieser oder jener Form verwenden — ein Zusammengehen und harmonisches Verhalten beider Theile absolut nöthig.

In Ontario, wo ein ähnliches Vermessungssystem ist, kann jedes Haupt einer Familie 200 Acres und jede Person, 18 Jahre alt, 100 Acres Landes in jenen Distrikten erhalten, wo Ländereien zu vergeben sind. Bedingung ist, daß 15 von je 100 solcher Acres innerhalb fünf Jahren gerodet und bebaut sein müssen, ein Wohnhaus (16' lang und 20' breit) hergestellt und im Jahre ein wenigstens sechsmonatlicher Aufenthalt auf dem Gute genommen werden muß. Der Farmer erhält die Besitzurkunde erst im fünften Jahre. Ungerodetes Land kann auch käuflich zu ½ bis 10 Doll. per Acre erworben werden.

Die Provinz Quebec bietet auf acht der großen Kolonisationsstraßen jedem männlichen Einwanderer, wenn er 18 Jahre alt ist, 100 Acres Landes. Die Bedingungen sind, daß nach Ablauf von vier Jahren auf dem betreffenden Grund und Boden ein Wohnhaus errichtet sein muß und 12 Acres Landes bebaut sind. Hierauf werden Eigenthumsurkunden ausgestellt.

Auch Kronländereien können für 30—60 Cts. (1,20 bis 2,40 M.) per Acre käuflich erstanden werden.

Nach einem Heimatsgesetz der Provinz kann unter gewissen Bedingungen das Eigenthum von Auswanderern nicht gepfändet werden.

Um nun der Einwanderung Nachdruck zu verleihen und hiefür die gewünschte Propaganda in Scene zu setzen, wäre es wünschenswerth, wenn den deutschen Ein-

wanderern ein abgesonderter Wohnplatz in der Größe von einem oder mehreren Townships in Aussicht gestellt würde, wenigstens für eine gewisse Reihe von Jahren, innerhalb welcher die Besiedelung statthaben müßte. Es wäre von Seiten der Regierung für zuverlässige, erfahrene und landeskundige Agenten in Deutschland zu sorgen, welche nicht per Kopf bezahlt, sondern einen festen Gehalt beziehen würden, um die Rücksichten auf den eigenen Vortheil abzuschneiden. Die Agenten wären sowohl zur Belehrung des Auswanderers als für seine rasche, billige Beförderung auf das Schiff verpflichtet. Um dies zu erreichen, würde es sich um den kürzesten und billigsten Weg handeln. Es wäre zu überlegen, ob die Route über Köln, Ostende, London, Liverpool-Quebec nicht zu vertauschen wäre, wenigstens probeweise, mit einer Linie von Hamburg, Bremen, Amsterdam oder Rotterdam nach Quebec, wodurch der deutsche Auswanderer nicht eher aus seinen vaterländischen Grenzen heraustritt, bis ihn der Dampfer aufnimmt. Selbstverständlich würde eine Rentabilität nicht von Anfang an zu erzielen sein, dagegen später um so mehr. Denn es ist wohl zu bedenken, daß namentlich in den mittleren und unteren Volksschichten Deutschlands die Auswanderung beinahe ausschließlich über Bremen, Hamburg, oder Rotterdam bekannt ist, daß also hieraus Vortheil zu ziehen wäre.

Auf englischem Boden bezw. englischen Schiffen wäre bei einer größeren Auswandererzahl für mehrere Dolmetscher zu sorgen. Deßgleichen sollten die Depots für Einwanderer in Quebec, Montreal, Toronto mit deutschsprechenden Persönlichkeiten versehen werden. Für den Nordwesten wird die Kanadian-Pacific-Eisenbahn die schnellste Beförderung bieten. Wollte man den billigeren Wasserweg über die

Seen wählen, so wäre dies für die Ansiedler wohl mit mehr Unannehmlichkeiten verknüpft, doch nicht außer Acht zu lassen. An Ort und Stelle hingebracht, müßte der Ansiedler wiederum einen verständigen, erfahrenen, englisch redenden Landsmann als Berather für die erste Zeit zur Seite haben, welcher ihm beisteht mit gutem Rath in der Wahl des Landes und für seine ersten Einrichtungen. Bei Masseneinwanderung würde sich die Sache wohl von selbst so gestalten, daß Führer von Anfang an bis zu Ende den Einwanderern zur Verfügung stehen und für deren Heil und Wohl bedacht sind. Die Preise auf den Schiffen wären möglichst nieder zu stellen und auf dem Lande freie Eisenbahnfahrt, sowie freie Verköstigung zu gewähren. Die Kosten sollten von Köln bezw. Hamburg=Bremen in den Nordwesten Kanadas 40—50 Dollars nicht übersteigen.

Sind durch solche Vorkehrungen die Herzen der ersten Einwanderer gewonnen, ist ihnen damit über die schwierigsten ersten Zeiten, welche in jeder Stunde Neues, Ungewohntes bringen, hinübergeholfen, und die Angewöhnung an die veränderten Verhältnisse ermöglicht, dann werden günstige Berichte der Ausgewanderten an die Angehörigen zu Hause mehr wirken, als alles Andere. Dann finden die Auseinandersetzungen des Agenten vollen Glauben, man weiß, daß man Landsleute antreffen und sich neben diesen niederlassen kann. Dieses Bewußtsein zieht mächtig. Die erst Angekommenen werden einen Kern, ein Centrum bilden, an welches sich mit jedem Jahre neue Schichten anlagern. Gerade hierin liegt der Magnet für die riesige Einwanderung nach den Vereinigten Staaten, daß aus so unzähligen Familien ein oder mehrere Glieder daselbst leben und die Ihrigen nach sich ziehen. Deßhalb — wenn auch für den

Anfang Kosten erwachsen — die Sache richtig und energisch angefaßt, wird sie bald mit einem Erfolg gekrönt sein.

Es ist überflüssig, das, was bisher über Ontario und Manitoba gesagt wurde, nochmals zu wiederholen, um die beiderseitigen Vor- und Nachtheile auf die Waagschale zu legen und gegen einander abzuwiegen. Sie sind an ihrem Orte genügend hervorgehoben worden und es ist darnach eine klare Vorstellung über beide Provinzen ermöglicht. Wer zurückscheut vor den harten Entbehrungen, vor der großen Entfernung, vor der intensiven Hitze im Sommer und Kälte im Winter, der lasse sich, wenn seine Mittel es erlauben, beruhigt in Ontario nieder, wo viele Farmen zu den verschiedensten Preisen dem Verkaufe ausgesetzt sind, insbesondere von solchen Ansiedlern, welche, wie die Irländer, nur so lange an einem Flecke aushalten, als so zu sagen der Boden von selbst produzirt ohne ihr Zuthun, welche aber, sobald dies aufhört, auf urwüchsigen Boden fortstreben. Der Einwanderer kann in Ontario durch seiner Hände Arbeit etwas vor sich bringen; er ist hier in einem jungen Kulturland und kann dessen Vorzüge genießen. Auch Pachtungen sind hier nichts Außergewöhnliches. Wer dagegen Muth und Kraft in sich verspürt, jenen Unbilden zu trotzen und dem Erdreich in Manitoba seine verborgenen Reichthümer abzuringen, der ziehe dorthin. Denn er findet schon viele seiner Landsleute daselbst. Dies sind in erster Linie die aus Rußland eingewanderten Mennoniten. Ihre Niederlassungen haben durch manche sumpfige Stellen nicht die besten Bodenverhältnisse aufzuweisen. Sie kamen sehr arm und dürftig vom Süden Rußlands, unter der Führung von Herrn Hespeler aus Winnipeg, wohnten in den ersten Jahren vielfach in Erd- und Blockhütten, haben jedoch heute

schon sehr hübsche, an die alten heimatlichen Gebäude erinnernde Häuser und Stallungen hergestellt, welche mit Stroh bedeckt sind.

Die Arbeit wird hauptsächlich mit Ochsen gethan; doch finden sich auch Pferde. Von den 120 000 Acres, welche ihnen zugesagt wurden, haben sie nur einen kleinen Theil in Besitz genommen, da im Jahre 1874 statt 30 000 nur 3000 angekommen sind. Sie leben in 22 Dörfern zusammen, betreiben neben Viehzucht Kornbau, wirthschaften ganz ordentlich und verwenden das viele Stroh zur Feuerung und Wegunterhaltung. Die Leute machen den Eindruck der Zufriedenheit und äußerten sich sämmtlich mit ihrem neuen Loose einverstanden. Ueber die Gesundheit des Klimas war nur eine Stimme, mochte der Ansiedler aus Rußland, oder aus Ontario, Alt-England, Irland, Neu-Foundland, oder aus den Vereinigten Staaten eingewandert sein.

Schlimme Erfahrungen hatten die Mennoniten in den ersten Jahren mit Heuschrecken gemacht, welche ihre halben, theilweise ganzen Ernten zerstörten. Solche Heuschreckeneinfälle sind heutigen Tages noch keineswegs ausgeschlossen, ebenso wie der Ansiedler mit der Plage der Mosquitos oder der Gefahr der Präriefeuer zu rechnen hat. Dies sind jedoch widerliche Zufälle, welche in den Vereinigten Staaten ebenso sehr sich einstellen wie dort. Dann ist mit ziemlicher Sicherheit vorauszusagen, daß diese Landplagen mit voranschreitender Kultur verschwinden werden und die Gefahr der Präriebrände zum Mindesten durch entsprechende Vorsichtsmaßregeln (Umpflügen eines größeren Streifen Landes rings um die Farm) großentheils abgehalten werden kann.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den Aus-

wanderer, welcher entschlossen ist, in Kanada sich eine neue Heimstätte zu gründen, und verfolgen ihn von Hause aus bis in sein Blockhaus hinein, wo er die ersten paar Jahre als Farmer zu verbringen hat!

Mögen unsere an die Regierung von Kanada gemachten unmaßgeblichen Vorschläge als probat erfunden werden oder nicht, — in allen Fällen ist es gut: der Auswanderer sieht sich nach passender Reisegesellschaft um und wählt die Zeit so, daß er Anfangs Juni den Boden von Kanada betritt. Geht er einem bestimmten, sicheren Punkt entgegen, wo er Bekannte oder Verwandte trifft, so ist er sehr zu beneiden von demjenigen, welcher erst Land zu suchen hat. Findet sich eine größere Schaar Auswanderungslustiger zusammen, so muß deren Führer, wenn er selbst Auswanderer ist, sich genau über Alles orientiren und sollte der englischen Sprache mächtig sein, — ein Rath, welcher eigentlich jedem nach Amerika Reisenden zu geben ist, da er schon dadurch vielen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehen kann. Absolut nothwendig ist es schon heutzutage nicht und wird es späterhin hoffentlich erst recht nicht sein.

Bei einer Massenauswanderung wäre das Vorausschicken einer Kommission zum Auswählen eines passenden Niederlassungsortes das Richtigste. Dieser müßte auf Kosten der Regierung ein Bereisen des Landes zugestanden werden, wobei wir voraussetzen, daß dies nicht bloß an einen einzigen etwa geeigneten Punkt hin geschieht, sondern an mehrere zur Vergleichung, ob die Gegend Wasser und Holz darbietet und gute Bodenverhältnisse aufzuweisen hat, sowie ob die Absatzverhältnisse günstige zu nennen sind.

Eine Massenauswanderung, wie diejenige der Mennoniten mit nachfolgender gesellschaftlicher Ansiedlung, bietet

für den Einzelnen entschiedene Vortheile. In erster Linie ist es das beruhigende, ja aufmunternde Bewußtsein, mit Seinesgleichen, Angehörigen, jedenfalls Landsleuten die Reise machen zu können. Dann kommt die Annehmlichkeit in Betracht, daß für Alles gesorgt wird, der Einzelne darf nur dem Führer folgen; ferner sind durch eine Kommission die nöthige Vorarbeit des Landaussuchens — eine schwierige Aufgabe —, sowie Zurüstungen für die ersten Bedürfnisse der Ankommenden getroffen; der Einzelne fühlt sich durch gemeinschaftliches Reisen über Land und Meer eng mit den Genossen verbunden, was das genossenschaftliche Vorgehen, das Anschaffen von mancherlei Gegenständen, z. B. von Mähe- und Dreschmaschinen, von Lebensmitteln, Saatgut u. s. w. befördert. Das Herstellen der Blockhütten hat so wie so durch Zusammenstehen der Nachbarn zu geschehen, ebenso das rasche Fällen bezw. Entfernen des gefällten Holzes.

Der Auswanderer reist mit möglichst wenig Gepäck, namentlich unter Zurücklassung von allem Handwerkszeug 2c. Höchstens versieht er sich mit guten, warmen Kleidern für die Seereise und einigen Teppichen und Bettstücken. Alles Andere setzt er in Geld um, wodurch ihm dann eine genaue Berechnung möglich ist, wie weit er wohl reicht, ob er nach Abzug der Reisekosten noch 5—600 Doll. übrig hat zum Uebernehmen einer eigenen Farm oder ob er besser mit einem Zweiten gemeinschaftliche Sache macht oder lieber für einige Zeit an Lohnarbeit denken wird. Kein Handwerkszeug mitzunehmen ist deßhalb räthlich, weil in Amerika sämmtliche Instrumente weit besser gearbeitet und praktischer konstruirt zu bekommen sind. Der Amerikaner rührt kein schlechtes Instrument an! Auch darf das Freigepäck 150 Pfd.

nicht übersteigen. Deßhalb nur allen Ballast abgeworfen und in gutes deutsches oder englisches Gold umgewandelt!

Der Agent schickt den Auswanderer über Köln — Ostende — (Vliessingen) — Dover — London nach Liverpool; oder wäre dies zu kostspielig, dann lasse man ihn nach einem deutschen Seehafen kommen, wohin er sich stets ebenso leicht allein zurecht findet als bisher.

Der Dampfer bringt ihn in 8—10 Tagen über das gefürchtete, aber weit nicht so gefährliche Wasser hinüber, höchstens mit einigen Tagen Uebelbefinden, wie man es auch schon sonst im Leben verspürt hat und ertragen mußte.

In Quebec oder noch besser in Montreal wartet seiner der Agent, führt ihn in das Auswandererlokal, wo er umsonst gespeist wird, und händigt ihm ein Billet ein bis dahin, wo er die Bahn zu verlassen hat. Gesorgt wird vortrefflich für ihn.

Er soll nun über Chicago, oder die Seen, oder mit der kanadischen Pacific-Eisenbahn oberhalb der Seen weiter in den Westen reisen oder in den östlichen Provinzen Quebec-Ontario sich niederzulassen beabsichtigen, es ist ein und derselbe Weg, welcher ihn von dem Landungsplatze weiterführt seinem Bestimmungsort entgegen.

Wer sich im Busch ansiedeln will, wird zuerst nach einer guten Holzaxt sich umzusehen und deren Handhabung kennen zu lernen haben. Das Gestrüpp muß umgehauen und auf Haufen gebracht, dann das Langholz gefällt, dessen Aeste entfernt und ebenfalls zusammengeschichtet werden.

Unter den wuchtigen Schlägen der Hinterwäldleraxt fallen die Eichen, Eschen, Tannen, Pappeln, Ulmen und Fichten. Die guten Stämme werden in einer Länge von 12—18' abgesägt und mit Zugthieren herausgeholt. Um

dieses rasch und ungehindert auszuführen, ist ein Fällen der Bäume nach einer bestimmten Richtung hin unbedingt nothwendig.

Bei dieser Arbeit im ersten Jahr bleibt dem Ansiedler noch Zeit übrig, dem länger ansässigen Nachbar gegen guten Lohn über die Erntezeit zu helfen, wodurch er wieder Anspruch auf dessen Beistand beim Entfernen der Stämme und deren Zurichtung für den Hausbau gewinnt.

Das Blockhaus wird fertig gestellt, das unnöthige Buschwerk verbraunt, ein Gespann ist angeschafft, und es kann im ersten Jahr allein schon in die oberste lockere Humusschichte Samen eingelegt werden. Der Ertrag soll ein ganz hübscher sein. Oder man rodet sogleich entweder so, daß man die Stumpfen, wenn der Geldbeutel es erlaubt, mit Maschinen und Sprengmitteln entfernt, oder aber zwischen denselben den Boden bearbeitet und ansät, die Stumpfen jedes Jahr abbrennt und allmälig, wie Zeit und Arbeit es gestatten, entfernt. Solche von Hartholz sind oft erst nach 8—10 Jahren herauszubekommen. Aus dem gefällten Holz werden neben der Hütte auch die Umzäunungen hergestellt und zwar mit verschwenderischem Materialaufwand. Ein kleiner Theil des Busches, meist gegen Norden zu, bleibt stehen für die Deckung von späterem Holzbedarf und als Schutz gegen den kalten Wind. Es werden Wege angelegt, Brücken gebaut, kurz die neue Ansiedlung ist fertig und der Farmer tritt vollkräftig in die Reihe seiner Berufsgenossen ein.

Ganz anders in der Prärie! Der Ansiedler — Ende Mai bis Ende Juni an der letzten Stadt angekommen —, erwirbt sich einen Karren oder Wagen mit Ochsen, ladet seine Habseligkeiten sammt Mundvorräthen hinauf und zieht

den unregelmäßigen, merkwürdig geschlängelten Pfad entlang, welcher von den früher Angekommenen gebildet wurde. Der schon vorher ausgewählte und bestimmte Ort nimmt ihn nach einer langen, schwierigen Reise von 8—14 Tagen auf, welche ihm einen Vorgeschmack beibringen von dem, was seiner wartet. Es wird aus Holz oder aus Plaggen eine Hütte hergestellt, der Herdofen in der Mitte aufgepflanzt, und der Neuangekommene athmet jetzt wieder freier und schaut sich den Grund und Boden an, welcher sein Eigenthum geworden, ihn und seine Familie ernähren und zu wohlhabenden Menschen machen soll. Sein Blick schweift hinaus in die Ferne, wo nach einer Seite hin nur die endlos weite Prärie sich ausdehnt. Ein Gefühl von der Alles erzeugenden und schaffenden Kraft eines höheren, allmächtigen Wesens, welches hier statt der Berge und Thäler im Heimatlande eine leichtgewellte, unbegrenzte Grasfläche gebildet, bemächtigt sich seiner Seele; Ruhe kehrt ein in sein von so langen, bangen Hoffnungen und Zweifeln geplagtes Herz, er hat ja, Gott sei Dank, sein Ziel erreicht, die Hütte ist fertig, sogar durch die geschickte Hand der Lebensgefährtin weit gemüthlicher eingerichtet, als er Anfangs gedacht; und welche Hoffnungen darf er nicht an diesen herrlichen, schwarzen Boden knüpfen, welchen er heute rings um das Haus herum für die Ansaat von einigen Gartengewächsen und Kartoffeln umgebrochen hat! Ja, der durch die lange Reise mit ihren Widerwärtigkeiten und Fährlichkeiten gesunkene Muth kehrt wieder; er schwellt von Neuem die Brust des thatkräftigen Mannes und läßt ihn sein schweres Schicksal vertrauensvoll in die Hände desjenigen legen, welcher ihm bis hieher geholfen; — er wird ihm noch weiter helfen.

Auch die Nachbarn sind ihm beigestanden und haben sich als gefällige, gutartige Leute erwiesen, mit welchen sich leben läßt. Der Verkehr mit Einzelnen ist allerdings schwierig. Es sind Engländer und Franzosen, welche kein Deutsch verstehen, vielleicht dem Deutschen nicht einmal zugethan sein werden. Aber hier in der offenen, freien Prärie hören die Nationalitäten auf, wenn es sich darum handelt, einander zu helfen. Man ist in erster Linie Mensch und sieht seinen Nachbar als solchen an. Das Andere fällt weg.

Hat der Ansiedler im ersten Jahre zeitig genug Kartoffeln gelegt, so kann er noch im Herbste etwas für den eigenen Hausbedarf ernten, für die nächste Frühjahrssaat bricht er vor Winter schon möglichst viel Land um und pflügt im Frühjahr zum zweiten Mal, weil dieses Doppelpflügen ganz entschieden bessere Erträge abwirft, oder er pflügt nur einmal, entweder im Herbst oder im Frühjahr; die Grasnarbe darf jedenfalls, um rasch in Verwesung übergehen zu können, nicht tief in den Boden gebracht und muß mit Sorgfalt gestürzt werden, um das Gras kräftig von Anfang an zu unterdrücken. Das erste Umbrechen des Bodens — am Besten im Juni und Juli — ist allerdings schwierig und verlangt manchen Schweißtropfen von Menschen und Thieren, zumal in heißen Juli- und Septembertagen; aber nachher geht das Pflügen um so leichter, indem die Bodenbeschaffenheit hiefür sich sehr günstig gestaltet.

Maschinen kann er durch Vermittlung eines jeden Kaufmanns mitten in der Prärie erhalten gegen ratenweise Abzahlung, ebenso den nöthigen Bedarf an Viktualien und Spezereien.

Wir sehen, dieser neue Bewohner der Prärie ist ebenfalls installirt und kann mit seinem Loose, das er gezogen,

sich zufrieden geben. Manchmal denkt er allerdings an die Vorzüge der Heimat und an das, was ihm der Osten geboten, und manchmal will ihn ein unbehagliches Gefühl anwandeln, wenn er Stroh, Heu, ja selbst getrockneten Mist statt des Holzes in den Ofen hineingeben muß, und wenn er im trockenen Sommer mit dem Schöpfeimer in dem tiefen Brunnenschachte immer weiter hinuntergehen muß. Doch er wird sich in seine veränderte Lage finden im Gedanken: „Warum soll ich es nicht fertig bringen, wenn es die Anderen können? Warum soll ich nicht, wie diese, etwas ertragen im Hinblick auf deren so jungen, aufblühenden Wohlstand?“

Aus dieser Darstellung der Verhältnisse in Kanada, speziell in dessen Provinzen Ontario und Manitoba, geht hervor, daß dem Auswanderer ein Leben voll schwerer Arbeit, verbunden mit vielen Entbehrungen bevorsteht, daß er selbst von Anfang an tüchtig zugreifen muß und im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu verdienen hat. Beide Provinzen bieten ihre eigenartigen Vor- und Nachtheile, sichern jedoch dem fleißigen, sparsamen und charakterfesten Manne sein Fortkommen so gut als ein anderer Fleck der Erde.

Sowohl die deutschen Farmer als auch die Handwerker haben der deutschen Arbeitsamkeit, dem deutschen Geist und Wesen Ruf und Ansehen verschafft, so daß das Bestreben der kanadischen Regierung, noch mehr Deutsche ins Land zu ziehen, nur begreiflich ist. Glücklicherweise darf sich auch der Deutsche seiner Nationalität nicht mehr schämen; seit den Jahren 1870 und 71 wird er gesucht und mit anderen Nationen zum Mindesten gleichgestellt. —

Wer daher nicht arbeiten kann oder will, wer kränklich oder verzagt ist, bleibe zu Hause.

Wen dagegen der Auswanderungstrieb seiner Heimat den Rücken kehren läßt und nach Kanada hinüberführt, der kann — will er von der Gesellschaft sich nicht so sehr trennen und das Loos des Pionniers der Civilisation im Westen nicht auf sich nehmen —, in den älteren Provinzen eine passende Heimstätte finden.

Wer schließlich im Vollgefühl der Kraft und Energie die Wanderung bis nach Manitoba fortsetzt, vermag auch dort zu finden, was er sucht.

Jedem aber, der sein Bündel schnüren und Vater, Mutter, Geschwister, Vaterhaus, Vaterstadt und Vaterland verlassen will, rufen wir zu:

„Erst überlege, dann wähle, und schließlich denke: Dem Muthigen gehört die Welt!“

Anhang.

---

1) Preiszusammenstellung.

Preise sind bei den einzelnen Punkten schon angeführt worden, sollen jedoch, um sie übersichtlich bei einander zu haben, hier tabellarisch zusammengestellt werden.

	Doll.	Cts.
2 Arbeitspferde	400.	—.
2 Ochsen	150.	—.
1 Kuh	50.	—.
1 Schaf	7.	—.
1 Schwein	9.	—.
1 Kalb (4 Monat)	10.	—.
1 Ferkel	2.	50.
1 Huhn	—.	20.
1 Ente	—.	25.
1 Wagen (vierrädrig)	85.	—.
1 Pflug	22.	—.
1 Egge	18.	—.
1 Karren	11.	—.
1 Spaten	1.	25.
1 Axt	2.	—.
1 Hacke	—.	75.
1 Bushel Weizen	1.	10.
1 „ Hafer	1.	10.
1 „ Erbsen	—.	65.

	Doll.	Cts.
1 Bushel Gerste	—.	75.
1 „ Kartoffel	—.	55.
1 Tonne Flachs in Hülsen	11.	—.
1 „ Heu	8.	—.
1 Acre Land in Ontario		
schlecht . 14. bis	18.	—.
gut . . 50. bis	80.	—.
1 Dutzend Eier	—.	10.
1 Gallone Milch (10 ℔)	—.	10.
1 ℔ Butter	—.	25.
1 ℔ Käse	—.	13.
1 ℔ Schweinefleisch	—.	6-7.
1 ℔ Rindfleisch	—.	6-7.
1 ℔ Mehl	—.	4.
1 ℔ Hammelfleisch	—.	7.
1 ℔ Speck	—.	10.
1000 Cub.-Fuß Bauholz	25.	—.
1 Klafter Brennholz	2.	—.

Knechtslohn 120—130 Doll. per Jahr.
Magdlohn 60— 80 „ „ „
Handwerker und Bahnarbeiter 1—2 Doll. per Tag.
Landwirthschaftliche Maschinen zeigen dieselben Preisverhältnisse wie bei uns.
1 Dollar = 4 Mark. 1 Dollar hat 100 Cts.
1 Acre = 40,46 Ar.

Das Aufstellen einer allgemeinen Preisskala ist natürlich nicht möglich, denn je nach der Oertlichkeit, ob eine große Stadt, eine Eisenbahn, ein schiffbarer See oder Fluß, gute oder schlechte Landwege ꝛc. vorhanden sind, werden, wie überall, starke Differenzen zu Tage treten. Obige Zahlen können also nur als ungefähre Anhaltspunkte betrachtet werden und sollen auch nichts Anderes darstellen. Im Ganzen genommen sind die Preise meist höher als in Deutschland, in gewissen Artikeln gleich, höchst selten niederer. Unsere Mark entspricht $^1/_2$—$^2/_3$ Dollar im Werthe.

2) Notizen aus Manitoba.

5. IX. 81. Aussagen eines Mennoniten in der Eisenbahn: Der mittlere Ertrag an Weizen ist bei uns per Acre 20 Bushel à 60 Pfd.; an Hafer 60 Bushel à 34 Pfd. Sonst werden hauptsächlich nur noch Kartoffeln gebaut, Gerste weniger. Vor 5—6 Jahren wurden 50—60 Cts. per Bushel Weizen im Mittel bezahlt und per Bushel Hafer 1 Dollar; jetzt 80—90 Cts. für Weizen und 50—60 Cts. für Hafer. Die Anbauverhältnisse haben sich stark verändert. 1 Pfund Butter 20—25 Cts.; 1 Gallone Milch (= 10 Pfd.) 8 Cts.; 1 Paar Pferde 200—400 Doll.; 1 Paar Ochsen 150—200 Doll. Der Einwanderer sollte zur Einrichtung der Wirthschaft 600 Dollar als Minimum zur Verfügung haben.

9. IX. Ein Farmer in den Pembina Mountains berichtete: Ich bin seit einem Jahre hier, war vorher Schreiner und habe mich in der Landwirthschaft schon ordentlich zurecht gefunden. Im ersten Jahre pflanzte ich von 320 Acres nur 10 Acres an, in diesem Jahre noch 10 Acres dazu, und den Ertrag schätze ich zu 25—30 Bushel Weizen und 60

bis 70 Bushel Hafer per Acre. Der Boden ist sehr gut und ebenso das Trinkwasser. (Wir fanden letztere Aussage richtig.) —

Ein Nachbar von diesem, in einer Erdhütte wohnend, machte uns ganz dieselben Angaben und drückte sich über seinen Aufenthalt und sein Loos sehr zufrieden aus.

11. IX. William Lovel, Sektion 32, Township 2, Range 20:

Am 1. Juli 1880 kam ich mit meiner Frau direkt aus England, pflügte noch 6—7 Acres und machte im August das nothwendige Heu für meine Zugthiere; es wurde jedoch ein Raub der Flammen eines Präriefeuers, so daß ich kaufen mußte. Für den ersten Winter richtete ich mir dieses einfache Blockhaus ein, welches mir trotz seiner Einfachheit und Kleinheit genügte. Der Herd mitten im Haus ist zugleich der Ofen. Als ich nach Wasser graben wollte und schon 30' in dem sonst gerade nicht steinigen Boden war, stieß ich auf einen großen Block und ich mußte von Neuem an einer anderen Stelle beginnen. Der etwas primitive Schuppen genügt für die Pferde und Zugochsen im Winter, wenn die Fugen gut verstrichen werden. Die Kälte ist streng aber nicht unbehaglich. Die Luft klar und rein. Der Winter geradezu angenehmer als in England. Schroffe Temperaturwechsel finden manchmal statt, zumal zwischen Tag und Nacht. Je mehr das Land jedoch kultivirt wird, desto weniger wird dies der Fall sein. Da in diesem Jahre meine Söhne aus England nachgekommen sind, werde ich ein neues Haus bauen, wozu die Balken schon vorhanden sind. Das Holz mußte ich ziemlich weit herholen. Die nächste Postoffice ist 60 Meilen entfernt.

Am 16. April dieses Jahres säte ich und erntete am

15. August 30 Bushel Weizen per Acre. Vom Gouvernement werden 20 Acres Wald zu 1 Dollar per Acre abgegeben, und dies zu erwerben ist für den Farmer sehr vortheilhaft. —

. J. A. Thirkell, getroffen im Weiß-Wasser-Store, gab uns neben anderen schon angeführten Thatsachen an: 1000 Cub.-Fuß Bauholz kosten 25 Doll., 1000 St. Pappelholzschindeln 3½ Doll., 1 Centr. Mehl 3.75 — 4 Doll. Gerste baut man weniger und nur zum Füttern.

13. IX. John A. Prongeest beim Weiß-Wasser-See: Seit 11 Jahren halte ich mich schon im Nordwesten auf und befinde mich äußerst wohl. Manitoba ist ein herrliches Land, welchem eine Zukunft bevorsteht. Ein Anfänger hier mit 1000 Doll. ist einem solchen in Ontario um volle 10 Jahre voraus. Unter 800 Doll. Baarvermögen sollte Niemand sich hier niederlassen, um wenigstens die ersten zwei Jahre ohne Nebenverdienst aushalten zu können. Uebrigens werden 1—2 Doll. mit Kost im Taglohn den Sommer über bezahlt. Die beste Zeit zum Einwandern ist der Juni oder Juli; keineswegs der Frühling wegen der grundlosen Wege. Der Boden ist ausgezeichnet, und wenn manchmal auch Steinchen oben liegen, so hat dies nichts zu besagen. Der Frost wirkt auf solchen Böden nicht so sehr und der Untergrund ist stets gut. Eine Molkerei wäre rentabel und empfehlenswerth, wenn die Wege gut wären. Viehzucht ist sehr vortheilhaft, da namentlich an die frisch einziehenden Ansiedler mit Vortheil abgesetzt werden kann. Holz ist augenblicklich noch genügend vorhanden und an Wasser fehlt es nirgends. Fließende Brunnen sind allerdings sehr selten. Das Vieh nährt und hält sich besser als in Ontario. Das Futter ist äußerst schmackhaft und

kräftige Ochsen, Kühe, Rinder erhalten nur Heu im Winter; Pferde Hafer und Heu. Schafe habe ich bis jetzt keine auf meiner Farm, werde jedoch aufstellen, da sie sehr gut gedeihen sollen. Die Thiere müssen vom 1. November an eingestellt werden, und da ich meinen Viehstand vergrößern will und mein Futter nicht in Feimen aufsetzen möchte, so habe ich einen neuen Stall zu bauen begonnen, wo unten die Thiere Raum finden, oben das Heu. Das Abladen wird nicht von Hand, sondern mit einer langzinkigen, breiten, ganz kurzstieligen Gabel, welche in das Heu eingeschlagen und vermittelst einer Rolle oben am Dache aufgezogen wird, vorgenommen. Es geht dadurch sehr rasch. Gutes Trinkwasser in ganz geringer Tiefe steht mir unmittelbar hinter dem Haus, in dem Thaleinschnitt zu Gebote.

Im Sommer 1880 zog ich hier auf und bepflanzte von 6 Acres umgebrochenen Landes noch 4 mit Kartoffeln. Im Frühjahr 1881 pflügte ich 90 Acres und bestellte davon 6 Acres mit Weizen, 56 mit Hafer, 3½ mit Kartoffeln, 12 mit Rüben. Die Erträge per Acre waren folgende:

15—20 Bushel Weizen,
20 „ Hafer,
200 „ Kartoffeln.

Den Rübenertrag weiß ich nicht.

Gartengewächse, wie Zwiebel, Kraut, Süßkorn gedeihen sehr schön; ebenso verschiedene andere Maissorten. Bei einem Nachbar warfen Erbsen im zweiten Jahr ihres Anbaues 30 Bushel per Acre ab.

Per Tonne Heu werden 8 Dollars, per Bushel Hafer 1 Dollar und per Bushel Saatweizen 1—2 Dollar bezahlt. Beliebt ist hauptsächlich der Lepene und der Scot-Fife-Weizen.

Die Einrichtungskosten eines Farmers sind etwa 600 Dollars, wenn folgende Preise maßgebend sind:

1 Gespann Pferde		350—500	Doll.,
1 „ Ochsen		150—160	„
1 Kuh	. . . .	40—60	„
1 Ferkel	. . .	2	„
1 Schwein	. . .	10	„
1 Schaf	. . . .	7—8	„

Demnach:

für 1 Gespann Ochsen	155	Doll.	—	Cts.,
„ 1 Kuh	50	„	—	„
„ 1 Schwein	10	„	—	„
„ 1 Wagen	85	„	—	„
„ 1 Pflug	22	„	—	„
„ 1 Egge	18	„	—	„
„ 1 Spaten	1	„	25	„
„ 1 Axt	2	„	—	„
„ 1 Hacke	—	„	75	„
„ zwei Jahre Vorräthe:				
7 Faß Mehl	42	„	—	„
3 „ Schweinefleisch . .	60	„	—	„
Thee und Zucker	50	„	—	„
8 Bushel Saatkartoffel .	8	„	—	„
4½ „ Saatweizen . .	7	„	—	„
10 „ Saathafer . .	10	„	—	„
das Haus 16' breit und 20' lang, selbst gemacht; dazu Holz, Nägel ꝛc.	18	„	—	„
Zusammen	539	Doll.	—	Cts.

15. IX. Hugh Mc. Millon im Souris-Distrikt bei den Tiger Hills:

Am 25. Juli 1880 kam ich hieher, indem die Gelegenheit zum Selbständigwerden und Fortkommen nirgends so günstig ist. Von 320 Acres brach ich im Herbst noch 3, im nächsten Frühling 9—10 Acres um. Hievon bepflanzte ich 6 Acres mit Weizen, 6 mit Hafer, 3/4 mit Kartoffeln. Davon zog ich 12—15 Bushel Weizen, 25 Bushel Hafer. Die Bestellung war etwas sorgfältig vorgenommen, wodurch die Kartoffeln quantitativ und qualitativ sehr gut ausgaben.

Das Klima ist besser als in Ontario.

Die Sommernächte etwas kühler, Morgens dadurch starker Nebel, welcher an Stelle des Regens gute Dienste leistet. Ich habe hier schon bessere Aehren und Körner gesehen als in Ontario. Sehr schlimm sind die Mosquitos, eine Landplage im ganzen Westen des nordamerikanischen Kontinentes; jedoch dürfte mit fortschreitender Kultur wohl eine Besserung eintreten. Heuschrecken sind seit mehreren Jahren nicht mehr eingefallen und werden wohl immer seltener, je mehr Land bebaut wird. Mein Blockhaus ist 17' breit und 21' lang. Unter Beihilfe der Nachbarn wurde Alles selbst gezimmert und aufgeschlagen, so daß nur für Fenster, Thüren, Kalk u. s. w. 15 Doll. zu bezahlen waren. Das Pflügen geht vom 15. April bis 1. November; das Säen vom 1. Mai an.

Die Ausgaben im Anfang waren folgende:

1 Paar Ochsen	150	Doll.
1 Kuh und 1 Schwein . .	50	„
1 Schlitten (selbstgemacht) .	6	„
2 Red River Karren . . .	22	„
1 Pflug	23	„
Uebertrag	251	Doll.

	Uebertrag	251 Doll.
1 Egge (selbst gemacht) für eiserne Zähne	5	„
Hausgeräthe nebst Schreinergeschirr	30	„
2 Oefen mit Rohr . . .	33	„
für Hausbau	15	„
Saatweizen	12	„
Saatweizen	6	„
Saatkartoffeln	8	„
Spätrübensamen	1	„
Gartensämereien	2	„
Für 2 Jahre Mundvorräthe	200	„
Summa	569	Doll.

16. IX. G. G. Harley, Brandon Hills:

Ich übernahm im April 1880 mit vier Anderen zusammen 1280 Acres. Zuerst waren auf 40 Meilen im Umkreis keine Ansiedler. Heute ist keine Sektion (640 Acres) mehr frei. Holz wäre ohne Präriebrände sicherlich fortzubringen. Fröste treten wohl ein; dies ist jedoch nicht anders in meiner alten Heimat Neu-Schottland. Jedenfalls ist das Klima in Manitoba besser als dort. Ein Ansiedler kann mit einem Vermögen von unter 500 Dollars nicht anfangen. Ohne Düngung kann man Jahre hindurch ernten mit Ausnahme der Hügel, welche derselben eher bedürftig werden.

Es sind nur 1 Paar Pferde und 1 Paar Ochsen vorhanden, was allerdings wenig ist. Ein Brandunglück raffte mir jedoch ein Pferd und einen Ochsen weg. Das Umbrechen im Herbst, dann zum zweitenmal pflügen im folgenden Frühjahr ist entschieden vortheilhaft (eine Erfahrung, welche auch sonst vielfach gemacht worden ist).

Im ersten Jahr bauten wir von 30 umgebrochenen Acres Landes 3 mit Weizen und 27 mit Hafer an. Der Ertrag per Acre war: 15 Bushel Weizen und 30 Bushel Hafer. Dies ist nicht viel und die Ursache wohl in der zu späten Saat zu suchen. Auf frisch umgebrochenes Land würde es sich empfehlen, nicht zu säen, wodurch die Ernten von Anfang an besser ausfallen würden. Denn im zweiten Jahr erhielt ich vom Acre: 25 Bushel Weizen und 45 Bushel Hafer; ebenso 300 Bushel Kartoffeln bester Qualität.

17. IX. Rev. Georg Roddick in Brandon Hills:

Als ich vor 2½ Jahren mir dieses Land auswählte, war 20 Meilen im Umkreis kein Farmer zu finden. Jetzt ist auf 50 Meilen im Umkreis Alles besiedelt. Vorher 21 Jahre lang Prediger bei Halifax, ziehe ich das Klima von Manitoba dem dortigen entschieden vor. Der Winter ist zwar kalt, aber weniger wechselvoll, gleichmäßig anhaltend, mit einer Schneedecke von 1—2′, soweit nicht ein Verwehen stattfindet. Die Luft ist klar und trocken. Der Aufenthalt im Freien ist stets ermöglicht. Der Sommer angenehm und regelmäßig mit stärkerem Regenfall im Juni.

Der Aufwand für den Anfänger ist in Manitoba geringer als in den anderen, bewaldeten Provinzen.

Wasser findet sich in einer Tiefe von 15—35′ rein und wohlschmeckend.

1000′ Bauholz kosten 25 Doll. Bodenbretter aus Tannenholz 50 Doll. per 1000′.

In den ersten 2 Jahren ist ein Auskommen mit zwei Red River-Karren im Preise von 25 Doll. möglich. Besser ist natürlich ein vierrädriger Wagen im Werthe von 80 bis 85 Doll., wenn er vollständig ausgestattet ist.

Mit meinen zwei Söhnen besitze ich 960 Acres und

hatte im Anfang ein Paar Pferde und ein Paar Ochsen. Letztere genügen für den Anfänger vollkommen in den ersten 2—3 Jahren. Im ersten Jahre machte ich nur Heu. Im zweiten erntete ich von 8 Acres Weizen 200 Bushel und von 10 Acres Hafer 400 Bushel. Ferner machte ich Heu. In diesem Jahre habe ich 62 Acres bestellt, 40 mit Weizen, 20 mit Hafer, 1½ mit Kartoffeln und schätze den Ertrag per Acre auf etwa 25—30 Bushel Weizen, 50—60 Bushel Hafer und 300 Bushel Kartoffeln. Daneben machte ich 50 Tonnen Heu. Beim Verkauf an neu ankommende Ansiedler erhielt ich

vom Bushel Weizen 0,90—1,00 Doll.
" " Hafer 1,00—1,20 "

Das Mehl wird meist von der letzten Stadt mitgebracht.

3) Notizen aus Ontario.

5. X. Landwirthschaftliche Anstalt Guelph: Diese Musteranstalt hat einen siebenschlägigen Fruchtwechsel eingeführt, ein Beweis, daß der gebildetere, einsichtsvolle Farmer in Bälde sich in diesen Theilen Kanadas zu einem rationelleren Wirthschaftssystem gedrängt sieht und auf das systematische Aussaugen des Bodens verzichten muß. Je eher dieser Umschwung sich vollzieht, um so allmäliger kann er vor sich gehen, um so weniger werden die Folgen des bisherigen Raubbaues sich fühlbar machen.

Das Halten von werthvollen Thieren verschiedener Rasse, welche theilweise mit großen Kosten angeschafft und weither bezogen wurden, spricht dafür, daß eine entsprechende Nachfrage nach guter Waare existirt, daß selbst hohe Preise nicht gescheut werden, um etwas Gutes in den Stall zu bekommen, und daß hiefür von oben herab Alles gethan wird.

Was wir von Früchten im Garten und auf dem Samenboden zu sehen bekamen, war ebenfalls erfreulicher Natur.

Leider konnten wir uns nicht viel Zeit gönnen, um auch die Felder und Weidethiere zu besichtigen; was wir jedoch darüber hörten und vernahmen, sprach nur zu deren Gunsten.

4. X. Ausstellung in Wellesley: Die landwirthschaftlichen Produkte waren durchgängig schöner und vollkommener Natur, sowohl was Obst, als auch Getreide, Wurzel- und Knollengewächse anbelangte. Ebenso sah man ganz hübsche Thiere der Shorthorn- und Herford-Rasse ausgestellt. Hauptsächlich legten die Shorthorn einen hohen Grad von Vollkommenheit in den Formen an den Tag. Auch die zur Schau gebrachten Pferde und Schafe waren preiswürdig zu nennen und trugen dazu bei, diese in diesem Orte erstmals abgehaltene landwirthschaftliche Ausstellung zu einem wohlgelungenen Feste zu gestalten, welches eine gute Perspektive auf künftige Tage eröffnete.

Auf der Heimfahrt von Wellesley hörten wir in Baden Folgendes:

Der Acre in der hiesigen Gegend wird mit 60—80 Doll. bezahlt. Der Boden ist gut und trägt bis zu 40 und 50 Bushel Hafer, welcher zu 0,35 bis 0,40 Doll. per Bushel verkauft wird.

Ferner trägt 1 Acre:

Weizen 30—35 Bushel à . .	1.25 Doll.,			
Erbsen 25—30 „ à . .	0.60	bis	0.70	Doll.,
Gerste 40 „ à . .	0.70	„	0.80	„
Flachs 2 Tonnen (im Durchschitt) à	10.—	„	12.—	„
Kartoffeln 250 Bushel à . .	0.50	„	0.60	„

Kohlrüben 220—230 Ctr. à . 0.60 Doll.,
Futterland 2 Tonnen à . . 8.— bis 10.— Doll.

7. X. Herr Sturtz in dem Township Arthur: Angefangen habe ich so zu sagen mit Nichts vor 26 Jahren. Nunmehr besitze ich 175 Acres, 40 Rinder (alt und jung zusammen), 8 Pferde und diese neu errichteten Gebäude. Wenn nöthig, könnte ich jetzt ohne Arbeit leben. Ich ernte 30—40 Bushel Gerste per Acre à 0.80 Doll. Das Anwesen ist jetzt etwa 15 000 Doll. werth.

Herr Lang, dessen Nachbar: Auf meinen 100 Acres Landes halte ich 18 Stück Rinder und 4 Pferde. Dazu noch 8 Kühe. Unser Weizen hat viel Rost und hatte vor 15—20 Jahren stark unter Fröstens zu leiden, welche jetzt in Folge der Kultivirung des Landes viel weniger sich einstellen. Zu jener Zeit hatten wir beinahe in jedem Monat einen Frost. Vor 10 Jahren ist eine Düngung geradezu unnöthig. Wir bauen Sommer- und Winter-Weizen, Roggen, Gerste, Haber.

In das Feld können wir mit dem Pflug von Anfang Mai bis Mitte November. Ohne Geld, sogar mit einer kleinen Schuld begonnen, repräsentirt die Farm heute einen Werth von etwa 8000 Dollar.

8. X. Besuch der Käsefabrik in Harriston: Der Betrieb erstreckt sich nur auf die sechs Sommermonate und der pekuniäre Ertrag pro Kuh in dieser Zeit ist etwa 31 Doll., wobei durch den beständigen Weidegang wenig Unkosten in Betracht kommen. Es wird hier die Milch von 400 Kühen auf Butter und halbfette englische Käse verarbeitet. Die Schweinehaltung beträgt 40 Stück.

Die Einrichtung war nicht sehr brillant und der Eindruck gerade nicht der beste. —

Eher war dies der Fall in Walkerton, wo die Milch von 800 Kühen, ebenfalls nur innerhalb sechs Monaten, verarbeitet wird: im Durchschnitt pro Tag ein Quantum von etwa 15 000 Pfd. Innerhalb 24 Stunden wird die Milch einmal abgerahmt und es liefern 100 Pfd. Milch 4 Pfd. Butter und 10 Pfd. Käse (halbfett). Die Molken werden neben 1—2 Pfd. Erbsenmehl an 100 Schweine verfüttert, so daß auf ein Schwein die Molkereirückstände von 8 Kühen kommen; in Harriston kommt auf 10 Kühe ein Schwein.

Der Erlös für 1 Pfd. Butter beträgt 0.26 Doll., für 1 Pfd. Käse 0.13 Doll. Die Milch selbst wird von dem Käsereipächter mit 0.9 Doll. per Gallone (10 Pfd.) in der Käserei bezahlt.

9. X. Bei einer Rundfahrt von Mildmay nach Karlsruhe und zurück kamen wir beinahe ausschließlich durch früheres Busch- und theilweise Swampland (Sumpfgegend). Notizen erhielten wir hier von verschiedenen Leuten oft zugleich, so daß sie besser in beschreibender Weise wiedergegeben werden.

Das Klima ist durch Entholzen und Entwässern weit günstiger geworden. Früher konnte noch um Johanni an gewissen Orten Schnee getroffen werden. Das Wachsthum ist ein sehr rasches: innerhalb 3½ Monate Saat und Ernte. Während früher Alles mit Ochsen gearbeitet wurde, trifft man jetzt überall Pferde an, oft 5 bis 6 zu Zuchtzwecken. Die Erträge sind theilweise etwas gesunken von 40 auf 30 Bushel per Acre.

Aus diesem Grunde wird jetzt allmälig gedüngt. Die Thiere, nunmehr den Winter über stets eingestallt, sollen

früher oftmals draußen geblieben sein, wobei ihnen der Wald gegen Norden hin Schutz gewährte. Das Körpergewicht soll bei der einfachen Ernährungsweise von Gras und Zweigen ein merkwürdig gutes geblieben sein. Die fehlenden Wiesen sind durch künstliche Ansaaten ersetzt, welche man nach 3 Jahren umbricht und 5 bis 6 Jahre lang anbaut. —

Die Schafzucht ist stark verbreitet, da der Absatz von 5—6 Monate alten Lämmern in die großen Städte zu 2½—3 Doll. sehr lukrativ ist. Die erwachsenen Thiere scheeren 5—7 Pfd. gewaschene Wolle im Werthe von 0.25 bis 0.32 Doll. per Pfd., indem es Thiere der langwolligen englischen Rassen sind. —

Auf 150 Acres werden 20—30 Stück Rinder gehalten. —

Der Fleischkonsum im eigenen Hause ist sehr stark, da Fleischkost stets reichlich gereicht werden muß. —

Knechte erhalten 12—13 Doll. per Monat und werden gewöhnlich nur für 6 Monate eingestellt. Für ein ganzes Jahr werden ihnen 130—140 Doll. ausbezahlt; einer Dienstmagd 60—70 Doll. —

An Maschinen findet man Dreschmaschinen, woran 2 oder 3 Farmer partizipiren; ferner Grasmähe-, Getreidemähe-, Drill-, Kleesamensäe-, Rübenschneidemaschinen; ferner Futterschneidmaschinen, Kultivatoren, 2—3theilige Walzen u. s. w. —

Das Obst, welches daselbst in großer Menge erzeugt wird, findet vielfach Verwendung zur Obstmostbereitung. Auch das Dörren desselben findet statt. —

An Abgaben fallen auf 100 Acres 10—12 Doll. als County- und Munizipalsteuern; ferner 30 Doll. Eisenbahn-

schulden und Schultaxen, so daß also 30—40 Doll. Abgaben zu entrichten sind auf 100 Acres. —

1000 Cub.-Fuß Schiffsbauholz tragen 50 Doll. ein; 128 Cub.-Fuß (= 1 Klafter) Brennholz 1.75—2 Doll.; 1000 Cb.-Fuß Bauholz zu Häusern kosten 25 Doll. —

Die Blockhäuser sind hier beinahe sämmtlich schon seit Jahren verlassen und mit einem neuen Hause vertauscht, um welches Obstbaumpflanzungen herumgehen.

Die Umzäunungen (Fencen) sind aus dem resistenten, harten Tujaholz gefertigt, welches dort in Masse wächst. —

Ferner wurden uns hier noch einige Lohnsätze genannt:

1 Maurergeselle erhält	1½—2	Doll. neben Kost	pro Tag.
1 Schreinergeselle „	1 —1½	„ „ „	
1 Schmiedgeselle „	¾—1	„ „ „	

Die Maurer besitzen meist noch etwas Land, da ihr Handwerk sie nur einen Theil des Jahres beschäftigt, oder aber sie suchen in der übrigen Zeit anderweitige Arbeit im Busch und auf Farmen. —

Angaben über Erträge und Preise der Körnerfrüchte stimmten mit früher gegebenen überein, weßhalb sie hier nicht noch einmal angeführt sind. —

Produktionskosten eines Acre Weizens.

Hiefür wurde uns die Berechnung eines gewissen Herrn Hubbard in Minnesota aus dem Reisebericht zweier Engländer vorgelegt:

	Doll.	Cts.
Einmaliges Pflügen des Acre	1.	25.
Saatgut 1¾ Bushel à 1 Doll.	1.	75.
Säen mit der Maschine à 10 Cts. pro Tag mit 2 Pferden und Mann zu 2½ Doll. pro Tag	—.	25.
Uebertrag	3.	25.

	Doll.	Cts.
Uebertrag	3.	25.
7½ Acre zweimal zu eggen, 1 Mann und 2 Pferde zu 2½ Doll. pro Tag	—.	34.
Kosten für einen kombinirten Selbsternter, für Pferde und Leute 4 Doll. 10 Cts. pro Tag .	—.	40.
Für den Gebrauch der Maschine pro Acre . .	1.	—.
Für Abnützung	—.	38.
Aufstellen in Mandeln, hoch bezahlt bei geschickter Arbeit zu 3 Doll. pro Tag	—.	35.
Aufsetzen in Feimen, gewöhnliche Arbeit, niedrig bezahlt 1½ Doll. pro Tag	—.	60.
Dreschen (Maschine und 3 Leute) 5 Cts. pro Bushel, dto. Kartoffeln, Mähmaschine und Einfahren des Getreides in die Scheune 5 Cts. pro Bushel, macht bei 15 Bushel vom Acre zusammen	1.	50.
Pacht für ein Land mit 15 Bushel Ertrag = 20 Doll. Werth; hievon 8 %	1.	60.
Abgaben pro Acre	—.	15.
Hütung des Viehes oder Unterhaltung der Zäune	—.	15.
Fuhrlohn nach der Eisenbahnstation	—.	45.
Gesammtkosten pro Acre	10.	17.